# Erlebtes.

## Skizzen und Novellen

von

**Wilhelm Hasenclever.**

**Leipzig.**
Verlag von Wilhelm Röhl.

# Erlebtes.

## Skizzen und Novellen

von

**Wilhelm Hasenclever.**

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Röhl.

# Inhalts-Verzeichniss.

# Erinnerungen aus dem Soldatenleben.

---

1857—1871.

## 1.

In den Wäldern meiner Heimath tummelten wir Knaben uns an freien Nachmittagen umher und spielten „Soldaten und Räuber“; Niemand wollte gern „Soldat“ sein, Jeder „Räuber“. Wenngleich nun bei der etwaigen Gefangennahme nach unseren Spielgesetzen, die jeder Einzelne von uns mehr achtete, als es die erwachsenen Staatsbürger vielfach den Staatsgesetzen gegenüber thun, der „Räuber“ sich nicht wiedersetzen durfte und einige Püffe geduldig hinnehmen mußte, so verhinderte das nicht, daß bei der Ausloosung, wenn das Loos „Räuber“ gezogen wurde, der kleine neugebackene Bandit in einen Jubelruf ausbrach; zog nun aber einer — und die Hälfte verfiel diesem Schicksal — das Loos „Soldat“, so ließ er seine Lippen bis auf die Stiefeln hängen und greinte oft genug: „Ich spiele nicht mehr mit!“

Also schon als Knabe von zehn Jahren hatte ich einen unwiderstehlichen Abscheu gegen das Sol-

datenleben, der nicht gemindert wurde, als die Stürme der Revolution im Jahre 1848 auch bis zu meiner kleinen westfälischen Heimathstadt brausten, und ich mich als guter elfjähriger „protestantischer" Preuße mit den „katholischen" österreichischen „Demokratenjungen" herumbalgte.

All' mein Widerwille konnte mir nichts helfen; gesund und kräftig war ich, ein flinker Turner mit stählernen Sehnen und Muskeln, die mir auch oft genug noch zu statten kamen. Ich dachte deshalb, daß es besser sei, da die Aussicht auf Befreiung vom Militärdienst nicht vorhanden war, recht früh mein Dienstjahr zu absolviren — und der Gedanke war gut, denn sonst möchten doch wohl meine Knochen schon in der Erde bei Königgrätz oder Metz ruhen.

Mit neunzehn Jahren trat ich als Einjährig-Freiwilliger in ein westfälisches Infanterie-Regiment.

Es waren unserer siebzehn junge Leute, meist Kaufmannssöhne, welche im April 1857 auf dem Exerzierplatze in der Nähe der Stadt X. in der Frühstückskneipe mit ihrem Exerziermeister, dem Unteroffizier Bartholomäus, saßen.

Der gestrenge Herr war aufgestanden und wollte gerade das Donnerwort: „Antreten!" erschallen lassen, als ihm der Schreck dermaßen in die Glieder fuhr, daß er nur zitternd murmeln konnte:

„Der Major, — was führt denn den her? — Bleibt ganz ruhig, vielleicht reitet er vorbei.“

Und er ritt vorbei.

Aufathmend stammelte der Unteroffizier: „Nun, Kinder, schleiche sich Einer nach dem Andern auf „unsere Stelle“ auf dem Exerzierplatz, so daß der Herr Major ihn nicht erblicke.“

Wir handelten darnach. — Wie tief aber war der stolze Unteroffizier, der unumschränkte Befehlshaber von siebzehn Einjährig-Freiwilligen-Rekruten, in meiner Achtung gesunken! — Wir hatten ihn schwach gesehen — er hatte gezittert. Von diesem Tage an fühlten wir uns freier, wir zitterten vor dem Unteroffizier nicht mehr.

In sechs Wochen wurden wir in die Kompagnien eingestellt; wir waren genügend gedrillt, um den Parademarsch nicht allzu sehr in Unordnung zu bringen, und nur selten geschah es, daß Einer von uns das Gewehr auf das Kommando: „Gewehr auf!“ über die Schulter nahm, und so allein, wie eine Vogelscheuche im Erbsenfelde dastand.

Das waren schwere Tage. Jeden Morgen drei bis vier Stunden in der Sonnenhitze Wendungen, Griffe und Märsche in Korporalschaften oder in der Kompagnie zu machen. Lieber war es uns schon, wenn wir in der Kompagnie exerzierten, weil man dann doch besser pfuschen kann.

Ich stand überdies am linken Flügel im dritten Gliede, und war dort weniger den strengen Augen des gestrengen Herrn Hauptmann Kratatschinsky ausgesetzt.

Es ist natürlich, daß gerade mit besonderer Vorliebe in jener Zeit, wo der Soldat der preußischen Ostprovinzen von den Rheinländern und theilweise auch von den Westfalen, die dies ihren südlichen Brüdern nachahmten: „De gecke Prüß" genannt wurde, die Offiziere in den rheinisch-westfälischen Regimentern meist aus den Ostprovinzen, und besonders aus Posen und Westpreußen stammten. Die Endungen —insky und —owsky waren in den rheinisch-westfälischen Regimentern bei den Offizieren gang und gäbe.

Der Westfale und ebenso der Rheinländer, obwohl gerade in diesen preußischen Provinzen die verschiedenen polnischen Aufstände mit reger Theilnahme von der Bevölkerung verfolgt worden sind, obgleich die glorreichen polnischen Heldenthaten in Vieler Munde lebten und noch leben, und Studenten, Kaufleute und Handwerksburschen bier- oder weinbegeistert das Lied: „Noch ist Polen nicht verloren!" mit ganz besonderer Vorliebe sangen — er will doch nicht viel von dem Polen wissen. Der Pole ist ihm nur in der Entfernung lieb. Deshalb waren auch, trotzdem sich einzelne recht brave und

humane Offiziere unter denen mit den Endsilben owsky und insky befanden, die polnischen Lieutenants von vornherein verhaßt, und jeder Offizier, der den ehrlichen rheinisch-westfälischen Namen Schulte, Hofschulte oder Kampfschulte trug — er mochte sonst ein noch so großer Flegel sein —, wurde den Owskys und Inskys von Seiten der Soldaten und der Bürgerschaft vorgezogen.

Auch die Regimenter mit den weißen oder gelben Achselklappen, die aus Preußen und Posen stammen und in einzelnen rheinisch-westfälischen Städten garnisonirten, bekamen immer Streit mit den Rheinländern und Westfalen.

Es geht für mich daraus mit Gewißheit hervor, daß die Polenliebe der freiheitsliebenden westdeutschen Bevölkerung nichts anderes war als Preußenhaß. —

Doch kehren wir zu unserm Hauptmanne von Krataschinsky zurück. Man erzählte sich von demselben, der noch ein Junggeselle war, allerlei interessante Geschichten, und jemehr er uns beim Compagnieexerzieren quälte, desto geneigter machte er uns, diese Geschichten mit allerlei Ausschmückungen weiter zu kolportiren.

Krataschinsky war trotz seiner 40 Jahre und trotz seiner erheblichen Glatze ein ganz merkwürdiger Schwärmer. Es unterliegt nicht dem geringsten

Zweifel, daß die meisten Mädchen unserer Garnisonstadt dem schnurrbärtigen Herrn Hauptmann gerne zum Altar gefolgt wären. Der Hauptmann war auch, wie selten ein Mensch, liebebedürftig, aber er war zaghaft, zaghaft wie ein 17jähriger Jüngling, wenn er eine Dame ansprechen sollte — er machte jedesmal eine Dummheit, wenn er nur einen Satz aussprach. Ich weiß, daß der Hauptmann, ohne mit den Wimpern zu zucken, seine Compagnie durch das feindliche Feuer geführt hätte; er hätte niemals gewankt im Feuer der sprühenden Batterie, aber er zitterte, wenn er sich im Feuer von weiblichen Augen befand.

Eines Abends auf dem Kasinoballe, den wir Einjährig-Freiwilligen auch besuchen durften, machte von Krataschinsky, vom Wein etwas aufgeregt, eine ernstliche Attaque auf eine nicht mehr ganz junge Dame, die Tochter eines Kreisgerichtsraths.

Es steht bombenfest, daß wenn unser braver Hauptmann nur das eine Wort ausgesprochen hätte: „Mein Fräulein, ich bitte um Ihre Hand" — daß dann das alternde Fräulein ihm sofort beide gereicht haben würde.

Aber das Wort wurde nicht gesprochen.

Als er nämlich anfing: „Mein Fräulein", da bekam er das übliche Zittern, er wurde todtenbleich und stammelte unverständliche Worte.

Das Fräulein, welches nicht wußte, was Krataschinsky wollte, rief ganz laut und erschreckt: „O Himmel, der Herr Hauptmann fällt in Ohnmacht!“

Krataschinsky sprang empört auf, — drehte unter allgemeinem Gelächter zornig seinen Schnurrbart und verließ sehr bald den Ball.

Andern Tags hatte es die Compagnie schlecht. Die „Himmelhunde“ und „Schwerenöther“, die „Holzköpfe“, die „vermaledeite Bande“ — das sauste uns nur so an die Köpfe, und Arrest wurde über Arrest verfügt, so daß unser alter 60jähriger Feldwebel kaum so schnell schreiben konnte, als der Hauptmann diktirte.

Besonders aber hatten die Einjährig-Freiwilligen, welche die Zeugen seiner Niederlage gewesen waren, einen sehr bösen Tag. Er schimpfte uns allerdings nicht direkt aus, doch das „Herrrr in drei Teufelsnamen, wollen Sie wohl Ihre Knochen zusammennehmen“, hatte einen solchen mit Arrest gewürzten Klang, daß wir schnell unsere Knochen zusammennahmen und kein Auge im Kopfe rührten. Doch nach wenigen Stunden war die Ruhe in das Herz unseres armen Krataschinsky wieder eingekehrt. Er sah alle seine Soldaten mit einem so schmerzlich bewegten, tief unglücklichen Blicke an, daß es uns in der Nase prickelte und wir unfehlbar heraus-

geplatzt wären, wenn uns nicht die in traurig dumpfem Tone abgegebenen Commandos in Beschäftigung gesetzt hätten. Nach beendigtem Exerzieren lobte er die Compagnie, nahm alle verhängten Arreststrafen zurück und gab einen freien Nachmittag, sodaß wir uns hernach immer freuten, wenn der Hauptmann Abends zuvor ein verunglücktes Liebesabenteuer bestanden hatte.

Doch hatte er zuweilen auch Glück, und hätte auch wohl eine Frau bekommen, wenn die Standesehre nicht dazwischen getreten wäre.

In einem bekannten Wirthshause, welches auch viel von Offizieren besucht war, befand sich eine dralle, schmucke Köchin, in welche sich Hauptmann Krataschinsky sterblich verliebte. Wenn er auch schüchtern war, so war *sie* um so dreister, und seine Eleonore, so nannte sich die Köchin, würde *ihn* auch zum Altar geführt haben, wenn das Offiziercorps sich nicht dazwischen gelegt hätte.

Doch blieb das Verhältniß ungetrübt — die Liebe war mächtiger als die Konvenienz und die Standesehre, so daß unser Hauptmann auch jede Woche an zwei bestimmten Abenden, Dienstags und Freitags, seiner Eleonore einen Besuch abstattete.

Mittwoch und Sonnabend waren die Unglückstage für die Kompagnie. Mit lächelndem, heiterem Gesicht erschien der Herr Hauptmann, heiter lächelnd

ertheilte er seine Befehle, kein Fluch entströmte seinen Lippen, ein ideales Feuer leuchtete aus seinen Augen, wenn er die Kommandoworte abgab, und so ging es weiter, immer weiter; exerziert, manövrirt — alles wie an einem Schnürchen. Die Mittagszeit ging vorüber, alle anderen Kompagnien hatten längst den Exerzierplatz verlassen; es wagte der greise Feldwebel den Hauptmann darauf aufmerksam zu machen. Ein heiteres, glückliches Lächeln umschwebte das Gesicht unseres Gebieters, er nickte zustimmend mit dem Kopfe. Er hatte aber die Mahnung nicht verstanden, er dachte nur an seine Eleonore und ließ weiter exerzieren. Die sinkende Sonne endlich riß ihn aus seinen Träumen. Freundlich grüßend entließ er die Kompagnie.

„O Eleonore!“ seufzten die Offiziere; — „o Eleonore!“ stöhnten die Unteroffiziere und Mannschaften; — „o Eleonore!“ fluchten die Freiwilligen, und bei uns wuchs ein Entschluß zur That, die allerdings die Kompagnie erlöste, aber einem von uns theuer zu stehen kam.

Wenn der Hauptmann Krataschinsky in seinen Liebeserinnerungen schwelgte und die Kompagnie längere Zeit unbeachtet stehen ließ, dann deklamirte ich im dritten Gliede das hübsche Gedicht von Heine: „Ali Bei“, dessen letzte Verse folgendermaßen lauten:

Und der Held besteigt sein Schlachtroß,
Fliegt zum Kampf, doch wie im Traume —
Denn ihm ist zu Sinn, als läg' er
Immer noch in Mädchenarmen.
Während er die Frankenköpfe
Dutzendweis heruntersäbelt,
Lächelt er wie ein Verliebter,
Ja, er lächelt sanft und zärtlich.

So lächelte auch Krataschinsky, während er die Kompagnie, ohne es zu wollen, bis zum Tollwerden quälte.

Doch das Verhängniß nahte bald.

Einer unserer Kameraden, ein hübscher, blondgelockter Junge, Namens Brefeld, wurde von uns aufgestachelt, seine ganze Liebenswürdigkeit bei der dicken Köchin Eleonore zu entwickeln und den Herrn Hauptmann auszustechen.

Es war ein allzu ungleicher Kampf, in welchem der Hauptmann unterliegen mußte, und schon nach einigen Wochen wußte es Jedermann, daß der kleine blonde Brefeld den Hauptmannsrang, natürlich bloß bei der Köchin, bekleidete.

Die verliebten Tage blieben nun bei Krataschinsky aus; die „Donnerwetter“ fuhrwerkten wieder täglich in der Luft umher; ganz grausig war das Fluchen anzuhören — aber die Kompagnie verließ früher den Exerzierplatz, als die andern,

und es gab viele freie Nachmittage, an denen jedenfalls unser Hauptmann auf Entdeckungsreisen nach neuen Eleonoren ausging. Solange ich bei der Kompagnie blieb, wurde keine gefunden.

Der kleine Brefeld aber mußte, nachdem er wieder in den Civilstand zurückgetreten war, Eleonora heirathen. So kam ihm sein Erlösungswerk recht theuer zu stehen.

Die ganze Kompagnie trauerte um den braven Burschen, der ihr einen so großen Dienst erwiesen hatte.

* * *

Unteroffizier Pechschnabel war jedenfalls ein Muster von einem alten preußischen Soldaten; er diente schon elf Jahre und hoffte und harrte noch immer auf die Sergeantenknöpfe ebenso sehnsüchtig, wie ein junger grünschnäbliger Fähnrich den Epauletten entgegensieht.

Er erhielt sie aber nicht, weil der Hauptmann und der alte „Puhpuh", wie Feldwebel Kunz genannt wurde, da er im Winter sowohl, als im Sommer die Hände fortwährend unter dem Ruf: „Puh, puh!" zusammenschlug, ihm nicht besonders gewogen waren. Weshalb der Hauptmann ihm grollte, das wußte Niemand, und ganz bestimmt der Hauptmann selbst nicht, da derselbe sich lediglich

bei allen internen Fragen durch die „Mutter der Kompagnie“ bestimmen ließ. Warum diese aber böse war, das war allgemein bekannt. Die Einjährigen und die wohlhabenderen Bauernsöhne versuchten — und versuchen dies wohl überall — das Herz des Feldwebels durch allerlei kleine Geschenke zu erweichen; dem Feldwebel ist es aber nicht vergönnt, diese anzunehmen, da der Dienst es verbietet. Deshalb werden der Frau des Feldwebels die Geschenke überbracht, welche darüber genaue Liste führt.

Eines Tages nun, als ein reicher Bauernjunge mit einer Kiste voll Schinken, Würste, Cognac und dergleichen zur Frau Kunz sich begeben wollte, begegnete Pechschnabel demselben auf der Treppe. Auf die Frage: Wohin? gab der Soldat auch offene Antwort. Pechschnabel nahm denselben gehörig in's Gebet, sprach von dem dicken, alles verschlingenden Feldwebelbauche, und wußte durch allerlei schlaue Redewendungen, z. B. daß das ganze Unteroffizierkorps für seine Ausbildung einstehen und ihn beschützen würde, den Soldaten zu bewegen, mit der Kiste umzukehren und einen allgemeinen Unteroffizierschmaus zu veranstalten. Die Frau Kunz aber hatte diese Unterredung gehört und den Erfolg derselben gesehen.

Jedesmal nun, wenn Feldwebel Kunz den

Pechschnabel sah, so schlug er die Hände zusammen und rief einigemal noch viel nachdrücklicher: „Puh, puh!“ Und in diesen Ausruf hatte er all' seinen Zorn und Haß gegen Pechschnabel, den er für einen Schinken-, Wurst- und Cognacräuber hielt und denselben bei seiner Frau auch so titulirte, zusammengepreßt.

Die Sergeantenknöpfe blieben deshalb aus, und Pechschnabel redete von Undankbarkeit gegen große militärische Genies und prügelte aus Aerger die Rekruten.

Die Prügelstrafe ist in der deutschen Armee abgeschafft; sie war es auch damals schon in der preußischen. Doch wurde noch flott weitergeprügelt, wenn auch nicht als offizielle Strafe mit Haselstöcken, so doch als gelegentliche Strafe und zur Aufmunterung. Die Rekruten erhielten manchen ungesetzlichen Puff und Knuff von Unteroffizieren und manchen flachen Säbelhieb von den Lieutenants. Und als ich Freund Pechschnabel einmal mit Anzeige drohte, wenn er seine Rekruten schlage, warf er mir einen ingrimmigen Blick zu, trat nahe zu einem seiner Zöglinge heran und raunte demselben, indem er ihn in den Arm kniff, zu: „Kerl, schlagen darf ich Ihn nicht mehr, weil der Grünschnabel von einem Einjährigen, der auch Rekruten ausbilden will, mich anzeigt; doch eine Bremse will

ich Ihm setzen, Er Himmelhund, daß Ihm das Zwitschern der Spatzen wie Engelsgesang vorkommen soll.“ Pechschnabel hätte übrigens die deutsche Sprache mit vielen „geflügelten Worten“ bereichert, wenn man dieselben nicht aus Anstandsrücksichten unterdrücken müßte. So brüllte er einmal einen Rekruten, der den Bauch etwas vortrug, mit folgenden Worten an: „Kerl, stehe er gerade, oder ich trete ihn vor den Bauch, daß ihm die Pellkartoffeln wie Leuchtkugeln — —“ und so weiter.

Der Major hörte diese erschreckliche Drohung, ließ Pechschnabel näher treten, hob verweisend den Finger und unterhielt sich länger mit ihm. — Nach vierzehn Tagen wurde Pechschnabel Sergeant.

* * *

Major von Rupprecht war allgemein als ein tüchtiger Bataillonskommandeur anerkannt; er quälte die Soldaten selbst niemals, er war leutselig, gutmüthig und eine derbe Soldatennatur. Deshalb gefiel ihm ein grobkörniger Witz, ein schrecklicher Fluch oder eine tolle Drohung bei seinen Offizieren und Unteroffizieren, aber wehe, wenn er sah, daß sie handgreiflich wurden. Pechschnabel wurde Sergeant, weil er so famos fluchte, er wäre aber sofort degradirt worden, wenn er den Rekruten

getreten hätte. Der Major hatte das Bataillon noch nicht lange, sonst wäre gewiß die alte Rohheit nicht mehr so oft zu bemerken gewesen. Major von Rupprecht war verheirathet und besaß zwei blühende, hübsche Töchter; in die jüngste derselben hatte sich ein baumlanger, spindeldürrer Fähnrich, von Bopperd, glühend verliebt.

Wir Einjährigen saßen an einem freien Nachmittage eines prachtvollen Herbsttages in einer Gartenwirthschaft, dicht bei der Stadt; das Konzert sollte eben anfangen, als unser Major mit seiner Familie ebenfalls in das Lokal eintrat. Wir erhoben uns und grüßten militärisch, der Major dankte und winkte, daß wir uns niedersetzen sollten. Dabei traf sein Auge meinen Kameraden Steinberg, einen bildhübschen, feingeschniegelten, jungen Mann. Er winkte denselben herbei und befahl ihm, zur Stadt zu gehen, und an den Bataillons-Adjutanten einen Befehl zu bringen. Steinberg wurde blutroth — Fähnrich von Bopperd, der sich an unsern Tisch gesetzt hatte, blickte vor sich nieder und ein glückseliges Lächeln überzog sein blasses Antlitz.

Steinberg kam dem Befehle nach. Ich hatte bemerkt, wie sehr ihn derselbe frappirte; nun sah ich auch, wie das Majorstöchterchen erröthend ihm nachblickte, und so ahnte ich den ganzen Zusammenhang. Mein Freund Steinberg hatte das Herz

des Fräuleins erobert, doch der reiche Fähnrich das Herz des armen, sonst so braven Vaters, des Majors, der mit seinen 1300 Thalern jährlich einige Jungen auf dem Gymnasium ernähren mußte und seine beiden Töchter standesgemäß verheirathen wollte; deshalb besaß der Aermste auch Schulden wie — ein Major.

Nun „befahl" der Major den Fähnrich zur Eskorte seiner Familie; dieser sprang entzückt auf und bot dem gnädigen Fräulein den Arm, die aber durch ein geschicktes Manöver ihre „Mama" vorschob und an den spindeldürren Arm des spindeldürren Fähnrichs mit den spindeldürren Beinen hängte.

Doch stolz, als wenn er eine alte, unbezwingbare Festung erobert hätte, im Bewußtsein, daß, „wer die Tochter liebt, die Mutter freien muß", stolzirte von Bopperd an uns vorbei; die runde, dicke Majorin konnte kaum mit ihm Schritt halten.

Ich citirte: „Seht da den Diktator mit der Kugel am Bein!" Mein Nachbar aber sagte: „Unsinn, Pechschnabel würde sagen: ‚Der Kerl geht daher wie ein Storch im Salat.'"

Allgemeine Heiterkeit. Und der Major, der noch in der Nähe weilte und den Namen Pechschnabel gehört hatte, fragte uns, was Pechschnabel „verbrochen" oder „gesprochen" habe.

Ein witziger Rheinländer half uns aus der Verlegenheit und gab zur Antwort: „Herr Oberstwachtmeister, der berühmte, langjährige Unteroffizier und jetzige Sergeant Pechschnabel, bekannt durch seine Kalauer, erzählte uns gestern, daß ein gewisser Fähnrich, als er ein westfälisches Bauernmädchen erblickt, zum lieben Herrgott ein Stoßgebet verrichtet habe, das also gelautet: ‚Herr, gib mir ein paar solcher Arme, wie jenes Wesen hat, ich werde mir alsdann ein paar Beine daraus machen.‘“

Der Major drehte sich lächelnd um, folgte dem „Diktator“ und der „Kugel“, und ließ uns in Frieden.

Bald kam auch Freund Steinberg zurück. In seinem Mißmuthe sah der brave Junge noch hübscher aus als gewöhnlich.

„Deine Sache ist aus,“ sagte ich; „militärische Disziplin auch in der Familie; ein Freiwilliger, ein Kaufmann oder ‚Dütchenkrämer‘, ‚Häringsschlächter‘, der nach Majorstöchtern strebt, erzählt uns allerdings eine alte, aber immer eine traurige Geschichte.“

Der arme Junge, er fühlte, wie sehr ich Recht hatte — er heirathete später die Tochter einer wohlhabenden Gemüsefrau; das kleine, jüngste Majorstöchterchen, es war augenscheinlich in unsern braven

Steinberg verliebt, und dennoch — die Kugel löste sich vom Bein des „Diktators“ und das hübsche Fräulein mußte mit dem „Storch im Salat“ den Weg durch das ganze, lange Leben wandern.

* * *

Im Spätherbst wurde ich, wie schon angedeutet, zur Ausbildung von Rekruten kommandirt. Selbst durchaus nicht von dem ächten soldatischen Geiste durchweht, sollte ich denselben den braven westfälischen Landsleuten aus dem Bauernstande beibringen. Das war ein hartes Stück Arbeit, und manchmal wünschte ich, in Pechschnabel's Haut zu stecken, wenn ich mein Pensum nicht lösen konnte, das heißt, wenn theilweise durch meine Schuld meine Pflegebefohlenen in ihren Exerzitien hinter den anderen Rekruten zurückblieben.

Da fielen mir die Bülletins Napoleon's I. ein; ich dachte, kannst du nicht puffen, knuffen, schimpfen und fluchen, so hältst du eine begeisterte Rede. Ich hub an: „Soldaten, Rekruten, Männer! Auf euch sieht das Weltall; es sieht, wie ihr die Fußspitzen streckt, wie ihr die ‚Waden durchdrückt‘, wie ihr den Kopf emporreckt. Soldaten, mit Bewunderung wird erfüllt die deutsche Nation, wenn die ‚Griffe so recht klappen‘, wenn bei den Wendungen die

Erde dröhnt und wenn ihr bei dem Kommando: ‚Stillgestanden!‘ kein Auge im Kopfe rührt. Soldaten, selbst eure Familien werden euch ob solcher Soldatentugenden nach vollendeter Dienstzeit mit offenen Armen empfangen. Deshalb, Soldaten, strengt euch an bis zum letzten Athemzuge!“

Der Athem war mir selbst ausgegangen. Die meisten meiner Rekruten sahen mich verwundert an; der eine flüsterte, aber laut genug, daß ich es verstehen konnte, dem Nachbar in's Ohr: „Unser Freiwilliger hat eben einen Kümmel getrunken,“ und nur zweien meiner Landsleute, die dicht am Teutoburger Walde geboren, leuchteten die Augen, und wenn die militärische Disziplin es nicht verboten hätte, würden sie donnernden Applaus dieser meiner ersten öffentlichen Rede gespendet haben.

Doch auch die Rekrutenschinderei hat, wie alles auf Erden, ein Ende — die Abtheilungen wurden dem gestrengen Herrn Oberst, der aus der naheliegenden Festung M. uns besucht hatte, vorgeführt und, merkwürdig — meine braven Jungen hatten sich die große Rede à la Napoleon gemerkt und „bestanden“ besser noch als die gedrillten Rekruten Pechschnabel's.

Des andern Tages hieß es allgemein: „Der Grünschnabel hat den Pechschnabel besiegt“.

* * *

Sechs Wochen vor dem Beschluß unserer einjährigen Dienstzeit mußten wir uns dem Landwehrlieutenants-Examen unterziehen. Trotzdem ich als Rekrutenmeister fungirt, trotzdem ich den besten deutschen Aufsatz geliefert, konnte ich das Examen nicht bestehen, weil ich bei allen andern schriftlichen Arbeiten einen weißen Bogen abgab. Eine gewisse Eitelkeit hielt mich davon ab, dies auch bei der deutschen Arbeit zu thun.

Bei dem mündlichen Examen kam diese verwünschte Eitelkeit auch wieder dermaßen in's Spiel, daß ich alle an mich gestellten Fragen beantwortete, trotzdem ich mit mehreren Freunden lediglich deshalb weiße Bogen in den meisten Disciplinen abgegeben hatte, weil wir durchfallen wollten.

Fast hätte man mir noch in letzter Stunde ein „bestanden“ zudiktirt, wenn nicht die Erinnerung an eine böse Affaire, die ich mit einem hochadligen Fähnrich gehabt hatte, wobei derselbe seinen Degen zerbrach, glücklicherweise ein „Halt“ geboten. —

Ein tolles Jahr war dahingerollt — ein Jahr, in welchem man nichts Vernünftiges gelernt, nur „dumme Streiche“ verübt hatte, ein Jahr so recht nach dem Herzen eines flotten Söhnchens aus dem Bourgeoisstande.

Mir übrigens war das Soldatenleben doch dermaßen zuwider geworden, daß ich bald schon weit

hinwegfloh von dem Gestank der Kaserne, den Rohheiten der Unteroffiziere, und als friedlicher Handwerksbursche den Süden bereiste.

---

## 2.

„Wir kennen uns doch nun schon sechs Monate, jeden Sonntag haben wir ‚Preferenzeln‘ gespielt und noch niemals ein hartes Wort mit einander gewechselt,“ rief ich in einem Kaffeehause in Imst in Tirol, meinem Nachbar, einem alten emerirten katholischen Pfarrer, zu, „und heute sind Sie so ärgerlich, daß ich den Garibaldianern, die an Tirols Grenze stehen, Recht wiederfahren lasse, daß ich ihre Tapferkeit und ihren Heldenmuth lobe.“

Es war im Frühjahr des Jahres 1859; die Franzosen waren schon in Oberitalien eingerückt, die Kriegserklärung gegen Oesterreich war erfolgt.

Der gutmüthige Pfarrer antwortete so mild als möglich: „Sie sind ein Preuße und freuen sich über die Bedrängniß Oesterreichs, — wie kann es auch anders sein? Vom Süden drängen Italiener und Franzosen, vom Norden drängen Eisenbahnen und Telegraphen; — was am schlimmsten? Gott weiß

es — ich habe fast mehr Furcht vor den letzteren, die mit eiserner Kraft und Blitzesschnelligkeit den Glauben der Väter vernichten und mein armes Tirol in den Abgrund des modernen Elends schleudern."

Ein Postbote trat herein, der mir einen rekommandirten Brief aus meiner Heimath brachte. Zuerst glaubte ich, daß meine Mutter mir ihre Liebe wiederum durch eine kleine Sendung preußischer Kassenscheine werkthätig beweisen wollte, doch sah ich bald genug an dem amtlichen Siegel, daß ich mich getäuscht hatte. Ich quittirte den Empfang des Schreibens und erbrach es.

„Nun, mein Freund," sagte der Expriester, „Sie bekommen ja ein sehr langes Gesicht?"

„Einberufungsordre — Mobilmachung zweier Armeekorps gegen Frankreich," sagte ich gepreßt. „Ade, freies Wanderleben, ade, mein Liebchen, ade, du gastliches Thal, welches du einen norddeutschen ketzerischen Handwerker mit so liebevollen Armen aufgenommen hast!"

Man versündigt sich im allgemeinen sehr, wenn man die Tiroler des Ketzerhasses beschuldigt. Das Ketzerthum, der Atheismus gar, ist ihrem religiösen Gefühl unerträglich, aber dem Ketzer selbst, wenn er nur versteht, liebenswürdig und offen zu sein, gelingt es sehr leicht, die braven, unbefangenen

Gemüther dort im Lande Tirol für sich zu gewinnen. Ich habe nur angenehme Erinnerungen aus jenem Lande zu verzeichnen.

Der Expfarrer jubelte laut auf. „Also doch — Preußen macht mobil. Gott sei gelobt, daß er Hülfe bringt, sie ist willkommen, selbst von den Ketzern.“

Ich lächelte bitter. „Sehen Sie, lieber Freund, gestern hatte ich noch vor, zu den Garibaldianern zu gehen, und heute — der starre Ruf der Pflicht, die eiserne Nothwendigkeit bringt mich in die Reihen Derer, welche gegen das berechtigte Nationalitätsprinzip auftreten, welche für den Bann, in dem der reaktionäre Osten Europa festhält, kämpfen müssen. ‚O, welche Lust, Soldat zu sein!‘ Ueberzeugung, Menschenliebe, Humanität, Freiheitsprinzip — alles muß man opfern auf dem Altar des strengen Kommandos, wenn man nicht will, daß man die Heimath, daß man das Vaterland verliere. Adieu! Morgen reise ich ab, auf Nimmerwiedersehen. Ich muß noch einige Abschiedsbesuche machen, ich muß mir noch einmal die Berge und den rauschenden Innfluß beschauen, ich muß meinem Lieb noch einen heißen Kuß auf die Lippen drücken, — Adieu also, alter Herr! Wir stehen mit unsern Leibern im selben Lager, aber unsere Anschauungen sind getrennt durch die große Kluft, in welche versenkt

werden muß der Despotismus, der Geister und Leiber in Fesseln schlägt!"

Eilig reichte ich dem alten, im Grunde genommen so braven Herrn die Hand und eilte zu meiner Wohnung, um die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

* * *

In dem alten heiligen Köln war ein bewegtes Leben. Alle Straßen waren mit Soldaten, Kanonen, Pulverkarren gefüllt, die wie ein wirrer Knäuel durcheinander wogten. In der Ehrenberger-Straße standen zwei Reserve-Gefreite, also zwei Männer, die den „höchsten Grad der Gemeinheit" erreicht hatten, und sahen dem wüsten Treiben zu.

„Hätt' ich mein Weib und Kind nicht zu Hause, die, wenn es lange dauert, von der Gemeinde unterhalten werden müssen," sagte der Eine, ein hübscher, blasser, junger Mann mit intelligentem Gesicht, „so möchte es noch angehen, ich würde ebenso ruhig wie du dies rauhe Leben ertragen."

„Den Teufel auch," erwiderte ich, der Eine der beiden Gefreiten, „du bist wenigstens, wie du sagst, gefeit gegen die Bisse der Millionen und aber Millionen schwarzer Springer, die in unserm Fort mir das Leben bei Tag und Nacht geradezu zur

Qual machen, so daß ich doch trotz Weib und Kind noch lieber in deiner Haut stecken möchte."

Die Noth auf unserm Fort war in dieser Hinsicht auch wirklich groß; hörte ich doch, wie ein kräftiger westfälischer Bauernsohn, der in solcher Beziehung schon etwas vertragen kann, eines Abends, als er sich zu Bette legte, mit einem derben Fluch die Worte hervorstöhnte: „Es ist geradeso, als ob man in ein Ameisennest kröche!"

Die erste Zeit während der Mobilmachung hatten wir es noch ziemlich gut gehabt; außer einem anstrengenden Marsche in glühender Sonnenhitze von Düsseldorf nach Köln, der unserm Bataillon mehrere Todte und verschiedene Kranke kostete, war der Dienst nicht allzu streng, weil man jeden Augenblick den Ausbruch des Krieges mit Frankreich erwartete, doch als der Friede gesichert war, da fing erst das Drillen an, so daß die Reservisten und Landwehrleute sich auf die Exerzierplätze der heimischen Garnisonen versetzt glaubten und die Rekruten beneideten, welche dort wenigstens nicht stundenweit zu den Exerzierplätzen marschiren mußten.

Ja, stundenweit ging's des Morgens zum Exerzierplatze im tiefen Sande, dann ward einige Stunden im Sande exerziert und manövrirt und dann ging's stundenweit zurück in die „reinlichen" Forts der guten, alten Stadt Köln — so jeden Tag und

alle Tage. Die Militärärzte hatten einen harten Stand, täglich gab's Marode. — Waren die Aerzte human, so glaubte man in höheren Regionen vielfach, daß sie die „Faulheit" unterstützten, waren sie schroff und übermäßig diensteifrig, so wurden sie von den Mannschaften und von den Bürgern wenig geachtet und geliebt.

Es herrschte übrigens ungemeine Unlust in fast allen Regimentern; die lange Mobilmachung ohne ersichtlichen Zweck machte selbst die Offfziere unmuthig. Solcher Mißmuth aber wirkt ungünstig auf das Nervensystem und auf die Widerstandskraft des Menschen. Von den vielen traurigen Vorkommnissen, die Menschenleben und Menschengesundheit kosteten, will ich nur eins erzählen.

Wir hatten die Stadt vor uns und freuten uns, bald in die Quartiere zu kommen; eine kleine Stunde noch und wir waren von der Qual erlöst. Die glühende Sonne stand uns zu Häupten und ließ unsere schweren, glänzenden Pickelhauben erblinken — doch immer vorwärts im mechanischen Schritt. Hin und wieder wnrde ein Kamerad marode und sank in den Chaussegraben, doch kamen diese Fälle nur vereinzelt vor.

Da plötzlich erscholl das Kommando: „Halt!" Die Kompagnien formirten sich.

„Stillgestanden! Richt't Euch! Gewehr auf!"

Der Regimentsoberst war erschienen.

Ein sehr guter Mann soll es gewesen sein, den Namen habe ich vergessen — aber er hielt zur Unzeit eine längere Rede. —

Möchten alle redesüchtigen Leute aufmerken, welches Unheil dies anrichten kann.

Kaum standen wir eine Minute, als der Oberst befahl, Gewehr bei Fuß zu nehmen.

Darauf hielt er die Rede — ich habe nur einigemal die Worte Franzosen und Erbfeind gehört, sonst verstand ich kein Wort; nicht deshalb, weil der Oberst nicht laut genug gesprochen hätte, im Gegentheil, seine Stimme hallte durch die Lüfte, daß sie gewiß den ärgsten Schlachtendonner übertönt haben würde, und einige Lerchen auf dem nahen Felde fuhren, erschreckt zwitschernd, in die Höhe; — aber ich war zu abgespannt, zu ermattet, um irgend ein anderes Interesse zu haben, als in das Quartier zu gelangen. Und wie mir ging's allen meinen Kameraden.

Währenddessen aber sandte die Sonne fast senkrecht ihre glühenden Pfeile unter die stummen, gedrängten Schaaren — und nicht vergeblich.

Klirrend sank neben mir ein baumstarker Reservemann zusammen; wir brachten ihn in den Chausseegraben in den Schatten, der herbeigerufene Arzt flößte ihm einige Tropfen ein, worauf der Kamerad

die Augen wieder aufschlug. Diesem Kameraden hatte der Sonnenstich wenigstens direkt keinen Schaden angethan. Als noch mehrere Soldaten zusammenstürzten, brach der Oberst seine Rede ab, die ja gewiß gut gemeint, aber sehr schlecht angebracht war, und das Bataillon, an dessen Spitze jetzt die Regimentsmusik zum Marsche aufspielte, bewegte sich weiter.

Etwas halfen die Klänge der Musik, aber nur für kurze Dauer, und der Weg zog sich noch weit hin.

Wiederum hörten wir ein Kommando: „Tritt gefaßt! — Bataillon halt!"

Der Gouverneur von Köln ist da!

„Parademarsch in Sektionen! Bataillon marsch!"

Die Musik spielte eine lustige Weise. Die ersten Sektionen hinter der Musik machten ihre Sache leidlich — die Reihen der ermüdeten Soldaten wurden immer lockerer. In unserer Sektion hörten wir die Musik kaum mehr, — die Sektionen hatten den Tritt verloren; trotzige Reservemänner, denen dieser Parademarsch noch überflüssiger als allen Andern erschien, trugen das Gewehr auf der rechten, anstatt auf der linken Schulter, — die Sektionen der folgenden Kompagnie mochten noch verworrener aussehen, denn als wir, die wir ungefähr die Mitte bildeten, eben vorbei waren, hörten wir aus dem

Munde Seiner Excellenz die Worte: „Ihr westfälischen — —, mit euch mag ich nichts mehr zu thun haben!“ — Rief's, warf seinen Gaul mit kräftigem Ruck herum und sprengte querfeldein, da die Chaussee von Soldaten gesperrt war, der Stadt zu.

Es wurde „abgeschlagen“ und in ziemlich regellosen Haufen kamen wir, nachdem sich die Kompagnieen getrennt hatten, aber immer eine große Anzahl Maroder an die Chausseegräben abgebend, an die Glacis der Festung.

Hier ereignete sich ein Vorfall in meiner Nähe, der auf mich einen äußerst schmerzlichen Eindruck machte und der mir auch heute noch genau vor den Augen schwebt.

Wir waren kaum in den Schatten der Glacis eingetreten, als ein junger strammer Soldat derselben Sektion, in welcher ich marschirte, und wie ich später vernahm, der einzige Sohn einer mittellosen Arbeiterfamilie, plötzlich zusammenbrach. Der Sektionsführer, ein recht netter Reserveunteroffizier, bat mich, daß ich mit Hülfe leisten möge.

Obwohl ich selbst höchst ermattet war, lehnte ich flugs mein Gewehr an den nächsten Baum. Wir beide, der Unteroffizier und ich, trugen den Ohnmächtigen auf den Rasen und riefen einen jungen Assistenzarzt herbei.

Derselbe bemühte sich, dem Ohnmächtigen einige „Tropfen“ einzuflößen; doch vergebens, da der Soldat wie im Starrkrampfe dalag und die Zähne fest zusammengepreßt waren. Wir versuchten die Zahnreihen etwas zu öffnen, welches nur dadurch gelang, daß ich die Spitze meines Faschinenmessers nahm und so die Kinnbacken etwas auseinanderbog; mir wurde selbst dabei so unwohl, daß ich befürchtete gleichfalls niederzustürzen. Der Arzt flößte nun dem Ohnmächtigen einige Tropfen Arznei ein.

In demselben Augenblicke öffnete der Soldat die Augen und schlug dann mit Händen und Füßen wie ein Rasender um sich; er riß mit den Fingern an der Rinde des Baumes, an den wir ihn gelehnt hatten, so daß das Blut unter den Nägeln hervorspritzte.

Nach einigen Minuten wilden Tobens fiel er wieder in Ohnmacht. Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf.

Wir luden nun auf Geheiß des Arztes den Leidenden in eine vorüberfahrende Droschke und fuhren ihn in's Lazareth, — wiedergesehen habe ich den Kameraden nicht mehr. Er soll nach einigen Tagen gestorben sein.

* * *

Die Landwehrleute wurden Ende August in die Heimath entlassen; wir Reservisten und die Liniensoldaten rückten nach Düsseldorf in die dortige Kaserne.

An dem Tage der Entlassung der Landwehren gingen wir zum Bahnhofe — das war ein Jubel, das war eine Freude; ich habe niemals, oder nur bei ähnlicher Gelegenheit, so viele glückliche Menschen zusammengesehen.

Wehmüthig blickten wir dem dahinbrausenden Zuge nach, aus welchem fröhliche Lieder erschallten.

Jetzt ging die Drillerei erst recht los, nachdem die Landwehr fort war. Mit den Liniensoldaten zusammen mußten die Reservisten manövriren, exerzieren, Schießübungen halten, auf die Wache ziehen, daß sie, wie man zu sagen pflegt, schwarz wurden.

Hin und wieder hatten wir einige interessantere Momente zu verzeichnen.

Bei einem Manöver wurden wir, 12 Mann stark, mit einem Unteroffizier an einen Waldrand zur Beobachtung gesandt. Der Hauptmann hatte dem Unteroffizier die gemessene Ordre gegeben, dort auszuharren, bis er Contreordre erhalte.

Stundenlang blieben wir dort; wir legten uns in das Gras und starrten durch die Laubdecke zu dem blauen Himmel hinauf. Sprechen durften wir nicht.

Unser Unteroffizier war mittlerweile eingeschlafen.

Da ertönte plötzlich ein Schuß.

Wir sprangen auf und setzten uns in Positur; der schlaftrunkene Unteroffizier wischte sich die Augen — da sprang der kleine Adolf Werner, der die Wache hatte, aus dem Busche hervor und meldete, daß der Feind vorübergeflohen und unser Hauptmann, der denselben verfolgt, aus der Ferne gewinkt habe, nachzukommen.

Wir waren froh, daß wir von dem Commando abgelöst wurden, und freuten uns schon, bald zum Sammelplatz zu gelangen, ohne besondere Strapazen erduldet zu haben.

Der kleine Werner, ein durchtriebener Junge, zeigte uns die Richtung, von wo der Hauptmann ihm gewinkt habe; er sagte übrigens dem Unteroffizier, daß er den Hauptmann nur an der Degenspitze habe erkennen können, und dabei spielte ein pfiffiges Lächeln um seinen Mund.

Der kleine Werner war aus jener Gegend zu Hause, der Sohn eines wohlhabenden Bauern und Gastwirths — er kannte deshalb auch das Terrain ganz genau; der Unteroffizier, ein gutmüthiger, etwas schläfriger Mensch, überließ ihm willig die Führung.

Wir waren schon eine halbe Stunde durch Feld und Wald gegangen ohne eine Menschenseele, ge-

schweige denn den gestrengen Herrn Hauptmann zu erblicken.

Wir fluchten über den kleinen Werner in echten Soldatenausdrücken; der Unteroffizier wurde mißmuthig. —

Da traten wir in eine Waldeslichtung — mit komischem Erstaunen rief der kleine Werner:

„Ach Gott, ich habe mich verirrt!“ — und so schnell ihn die Füße trugen, lief er auf das vor uns liegende, an der Landstraße gelegene freundliche Bauernhaus zu.

Die in der Thür stehende dicke Wirthin schloß den bestaubten Jungen vor den erschreckten Augen unseres Unteroffiziers in die Arme, und so war das Räthsel gelöst.

Die winkende Degenspitze des schnurrbärtigen Herrn Hauptmanns hatte sich in die weiße Nachthaube einer dicken liebenswürdigen Frau Mama verwandelt.

Daß wir gut aufgenommen wurden, daß auch der gutmüthig-schläfrige Unteroffizier seine Angst vor dem Hauptmann wenigstens auf einige Zeit verlor, war selbstverständlich.

Gutes Bier, ein kräftiger Kornbranntwein und ein tüchtiges Stück Mettwurst erlabten uns, während, durch die goldigen Tressen bis ins innerste Herz geblendet, ein dralles Küchenmädchen unsern

treuherzigen Unteroffizier verliebt und verlangend zugleich anblinzelte. Und unser braver Führer verstand keinen Spaß; er stürmte mit hohem Kriegermuth Schanze auf Schanze und saß bald schon, während wir in den Garten gingen und den saftigen Birnen unter Werners Führung einen wirksamen Besuch abstatteten, neben dem Küchenmädchen Hand in Hand, Treue schwörend und Treue empfangend.

Leichtes Soldatenblut — leichtes Küchenmädchen!

Durch ein plötzliches Hornsignal wurden wir aus unsern idyllischen Träumen aufgeschreckt — wir von den Birnbäumen, der Unteroffizier von dem Baume seiner Liebesträume.

Es wurde „Sammeln" geblasen.

Wenngleich der Hornruf aus der Ferne erschallte, kannten wir das Signal doch zu gut und wußten auch, daß jedenfalls einige Offiziere, Aerzte und derlei bevorzugte Menschen unser Wirthshaus mit einem Besuch während der Zeit beehren würden, bis sich die Truppen gesammelt hatten. Wir hingen unser Gepäck um, ergriffen unsere Flinten und mit bleichen Lippen zitterte der fluchgewohnte Mund des Unteroffiziers die Worte hervor:

„Kinder, haltet Euch wie Männer, seid ruhig, noch können wir uns retten; die Frau Wirthin muß das Haus verschließen."

Wir waren Männer und hießen die Frau Wirthin gehorchen. Der kleine Werner jedoch meinte, daß uns diese Kriegslist nichts nutzen könne, da der Hauptmann nun jedenfalls einen Gefreiten nach dem „verlornen Posten“ aussenden würde, der, zu weit entfernt, den Sammelruf nicht hören könne.

Das leuchtete uns ein — Werner sollte hineilen und wir uns auf dem Boden verkriechen. Die Wirthin meinte nämlich, es sei besser, wenn sie die etwa herannahenden Offiziere in das Haus ließe, besser für ihre Kasse und auch besser für unsere Sicherheit — deshalb sollten wir auf den Heuboden uns verfügen bis zur Dämmerung, damit wir alsdann ungesehen in den nahen Wald schleichen und von dort aus geschlossen zum Sammelplatz marschiren könnten.

Doch der Mensch denkt und ein sehr durstiger Sekondelieutenant lenkt — wir hörten, ehe unser kleiner Werner das Haus verlassen konnte, einen eiligen Schritt, sahen blitzende Epauletten und hatten eben noch Zeit, uns in die nahe Scheune zu flüchten, die der kleine Werner hinter uns zuschloß.

Nun war guter Rath theuer.

Glücklicherweise aber war auch das dralle Küchenmädchen, jedenfalls aus Liebe zu unserem schläfrigen Unteroffizier, mitgelaufen und so kam uns der Gedanke, das hübsche, der Gegend kundige Mädchen

zum Vermittler zu gebrauchen, sie dem suchenden Gefreiten entgegenzuschicken und ihn zu erweichen, uns nicht zu verrathen. In der Dämmerung konnten wir die Scheune verlassen, das Mädchen brachte den Gefreiten in den naheliegenden Busch, von wo aus wir vereint, natürlich ohne unser dralles Mädchen, zum Sammelplatz eilen wollten.

Das war unser Plan und er gelang. Zuerst protestirte zwar der verliebte Unteroffizier — er war schon eifersüchtig auf den ungekannten Gefreiten —, dann aber faßte er sich betrübt an sein goldenes Halsband, welches ihm, im Falle unser Streich ruchbar, unfehlbar vom Kragen getrennt wurde und so gab er, wenn auch blutenden Herzens, die Einwilligung.

Nach einer halben Stunde kam unsere Retterin zurück; sie erhielt unter den lauten Drohungen unseres Commandeurs als Belohnung von jedem von uns einen Kuß und zwei von ihm, dessen goldglänzende Tressen ihr das Herz bestochen.

Die Offiziere, welche während der Zeit sich im Wirthshause gütlich gethan, hatten dasselbe eben verlassen, als wir aus der Scheune heraustraten.

Wir rückten in allerlei kunstgerechten Tirailleurstellungen bis zum nahen Busche vor, wo wir einen uns befreundeten Gefreiten vorfanden, der allerdings über das dumme Zeug, was wir gemacht

und dem er einen mühsamen Weg verdanke, herzlich fluchte, aber durch einen kräftigen Schluck aus der frisch gefüllten Flasche des kleinen Werner rasch versöhnt wurde. Einige „Donnerwetter" aus dem Munde des gnädigen Herrn Hauptmann über unser langes Ausbleiben, welches er doch hauptsächlich verschuldet hatte, beendeten glücklich diese Excursion.

Die einzige Folge desselben war, daß unser gutmüthiger Unteroffizier bei allen Heiligen schwur, nie wieder sich in ein Frauenzimmer zu verlieben, da er ja von seiner Heißgeliebten weniger Küsse erhalten habe, als seine Untergebenen.

* * *

Nach wenigen Tagen kam die ersehnte Ordre, daß die Kriegsbereitschaft beendet sei. Unser Jubel war groß; wir Reservisten der Infanterie feierten mit den Reservejägern ein großes „Erlösungsfest" in den großen Räumen des — —.

Da ging es flott und hoch her — wir dünkten uns mehr, als wir mit unsern zerknutschten Civilkleidern, die in Bündeln geschnürt über ein halbes Jahr auf der „Kammer" gelegen, dasaßen, als alle Epaulettenträger der Welt und donnernd erklang das Lied:

„Ich bin Soldat,
Doch ward ich es nicht gerne" rc. rc.

Jubelnd wurde ein Hoch gebracht dem Reservemann und der Heimath. Und diese winkte uns bald.

Nachdem ich einige Wochen mich in meiner westfälischen Heimath aufgehalten hatte, besuchte ich die thüringischen Lande und vergaß dort die Strapazen der Mobilmachung im frischen, fröhlichen Turnerleben und die gräulichen Soldatenflüche bei dem herzigen, lieblichen Lachen der hübschen thüringischen Mädchen.

---

## 3.

„Schleswig-Holstein muß vom dänischen ‚Joche' befreit werden!" — so klang es durch die deutschen Lande, und Turnerfeste, Schützenfeste und Sängerfeste wurden zur Befreiung der meerumschlungenen Bruderlande gefeiert. Es flossen von den Lippen der Redner die schönsten Toaste in reichlicher Weise, doch noch reichlicher floß, aber nicht allein über die Lippen der Redner, das bräunliche Bier, der urgemüthliche, deutsche Nationaltrank.

Während die Polen in hundert blutigen Verzweiflungskämpfen muthvoll dem russischen Koloß entgegenstanden, turnten die Deutschen und übten sich in Waffen, lasen die „Turnzeitung" und die

„Wehrzeitung“ und spendeten einige rothbäckige Silbergroschen an das große Central-Komité, welches sich in Gotha unter der Führung des Freiherrn von Künßberg gebildet hatte.

Ich selbst ließ mich bewegen und gründete an mehreren Orten eine sogenannte Jugendwehr; es wurde geturnt, exerzirt und gefochten. Das gefiel manchem der braven Jungen gewaltig, doch wenn an die etlichen hundert Mitglieder die Aufforderung ergangen wäre, nun auch todesmuthig den meerumschlungenen Brüdern zu Hülfe zu eilen, ich glaube, es wären keine drei bereit gewesen.

Freiwillig zieht eben ein deutsches Heldenblut nicht in den Kampf, es muß gleich einem Sklaven hineingetrieben werden.

Inzwischen hatte die „Augustenburgerei“ in Deutschland sehr schnell ausgespielt und die „Bismärckerei“ war an ihre Stelle getreten.

Die Wehrvereine verschwanden, die Bundestruppen rückten nach Holstein und die Oesterreicher und Preußen nach Schleswig. Ich gehörte schon seit mehreren Jahren zur Landwehr und privatisirte in N.; eine demokratische Zeitung, welche ich in den Jahren 1862 und 1863 redigirt hatte, war inzwischen eingegangen — sie war der Regierung und leider auch dem Volke zu roth gewesen. Ein Dutzend Preßprozesse und zwei „Verwarnungen“,

die Vorläufer eines Unterdrückungsbefehls, waren die Belohnungen für die radikale Anschauungsweise des Blattes.

Da plötzlich störte im Sommer 1864 meine Privatstudien eine Militärordre, die mich aufforderte, in S. eine mehrwöchentliche Uebung mitzumachen. Man glaubte allgemein, daß diese Einberufung ein Vorläufer der Mobilmachung sei.

So ordneten wir unsere Privatangelegenheiten, machten unsern Verwandten noch einen Besuch und eilten gehorsam dem starren Kommando nach S.

In der Nähe jener Stadt, auf den umliegenden Dörfern, bezogen wir unsere Quartiere. Die Bauern und Einwohner der dortigen Gegend, welche niemals besonders für „zweierlei Tuch" geschwärmt, nahmen die Landwehren sehr gut auf, weil sie wohl wußten, daß diese, mochten sie einer Partei angehören, welcher sie wollten, wenigstens damals noch den Anschauungen der Bevölkerung in Bezug auf den Militarismus sich anschlossen.

In den industriellen Bezirken Westfalens herrschte in jener Zeit unbestritten das Fortschrittlerthum, welches bis dahin noch nicht jeglichen Begriff von Recht und Freiheit verloren hatte. So war auch die Forderung nach zweijähriger Dienstzeit in den preußischen Westprovinzen eine derartig allgemeine, daß diejenigen, welche sich ihr nicht anschlossen,

zu dem verkehrtesten Stockpreußenthum gerechnet wurden.

Preßfreiheit, Vereinsfreiheit — man schwärmte dafür besonders deshalb, weil dieselben den Fortschrittsleuten gegenüber beschränkt wurden. Ein Fortschrittsredacteur, der einmal 10 Thaler wegen Ministerbeleidigung zu zahlen hatte, wurde sofort zum Märtyrer der Freiheit proklamiat und Classen-Cappelmann, der nicht „fest-essen“ durfte, war die gefeiertste Größe des preußischen Bürgerthums.

An dem Tage aber, als jener politische Bajazzo zum Helden gestempelt wurde, an dem Tage proklamirte sich die rheinisch-westfälische Fortschritts-Bourgeoisie zu einer Carnevalsgesellschaft. — — —

Doch unsere braven S. Bauern waren noch gut demokratisch gesinnt, und ein preußischer Landwehrmann war für dieselben ein Gegenstand aufrichtigsten Mitleids.

Unser Kompagniechef war ein Premierlieutenant der Linie, der sich jedenfalls die Hauptmannssporen verdienen wollte; er trat den Wehrleuten genau so entgegen, wie er es den Liniensoldaten gegenüber gewohnt war — und ausdrücklich wurde uns zu wiederholten Malen erklärt, die Landwehr habe gar kein Anrecht auf eine andere Behandlungsweise, sie bestehe nur aus älteren Kameraden der Liniensoldaten, welche sich den letzteren gegenüber

durch Strammheit im Dienst und sittsames Betragen noch hervorthun müßten.

Eine bestimmte Uebungsfrist war uns nicht angegeben, deshalb glaubten wir, daß wir gewissermaßen eine Reserve bilden sollten, im Falle sich Oesterreich und Preußen in der schleswig-holsteinschen Frage nicht verständigen würden.

Doch ging damals vorerst die Sache bekanntlich noch gut und wir Landwehrleute konnten in Westfalen bleiben.

Als wir die Gewißheit einer baldigen Entlassung hatten, wurde das Leben trotz der polternden Ermahnungen unserer Vorgesetzten doch etwas ungebundener und wir vertrieben uns die freie Zeit, so gut wir konnten.

Bei einer Umquartierung gelangte ich mit einem Unteroffizier und noch sechs Kameraden auf ein freiherrliches Schloß.

Die meisten großen Besitzer quartierten ihre Soldaten aus, doch Freiherr von K. wollte seiner Pflicht nachkommen, wie jeder Bauersmann. Wir glaubten nun ein sehr gutes Quartier zu bekommen. Doch sollten wir sehr getäuscht werden.

Mit dem Reglement in der Hand brachte uns der Freiherr, ein ehemaliger Offizier, unter den verbindlichsten Worten in ein altes Nebengebäude, an dessen Thorflügel mehrere Eulen, Habichte,

ein Fuchskopf und andere Jagdtrophäen genagelt waren.

Ein ziemlich großes, unfreundliches Gelaß, auf welchem gewöhnlich Getreide lagerte, war zur Hälfte mit Stroh bedeckt, einige Leintücher waren über dasselbe gezogen, acht Kopfkissen und acht Pferdedecken bildeten den Rest der acht „Betten“. Aus einem längeren Tische, einem alten zerbrochenen Spiegel und acht Schemeln ohne Lehne, die wahrscheinlich zum Melken gedient hatten, bestand das ganze Mobilar unserer freundlichen freiherrlichen Stube.

Der Freiherr empfahl sich mit großem Anstand.

Unser Unteroffizier, ein reicher Bauernsohn, brummte ärgerlich in den Bart, doch meinte er, daß uns ein gutes Essen für das schlechte Lager wohl entschädigen werde. Sollte dasselbe aber auch schlecht sein — nun, so müsse man sich auf eigne Faust helfen — er kenne das, er wisse, wie es auf den „Bauernhöfen“ zugehe. Eine Beschwerde aber, so fügte er hinzu, wird kaum etwas nützen, da unser Kompagnieführer ein Bekannter des edlen Freiherrn ist, mit dem er allabendlich nach S. fährt, um dort ein „Tempelchen“ aufzulegen.

Unser Unteroffizier hatte recht geahnt — das Essen war noch schlechter, als das „Bett“.

Wir waren des Nachmittags angelangt; Abends

um 7 Uhr wurden wir zum Essen gerufen. In der sogenannten Gesindestube war gedeckt. Ein Riesennapf mit einer Kartoffelsuppe, in welcher einige Speckstückchen von der Größe einer Erbse schwammen, nebst einem großen Laib Schwarzbrod bildeten unser sehr frugales Abendbrot.

Wir aßen einige Löffel von dem „Spühl", wie es drastisch unser Unteroffizier nannte, und entfernten uns, Rache im Herzen gegen alle freiherrlichen Würste, Schinken und Eier, die sich so schnöde vor uns verbargen.

Der Unteroffizier schickte einen Kameraden in das nächste Wirthshaus, um einen „Schnaps" zu holen.

Wir berathschlagten. Unter solchen Umständen war eine kleine Recognoscirung im Hühnerstall oder auf der Fleischbühne gewiß kein Verbrechen.

Als der Schnaps angelangt war, winkte der Unteroffizier einem Knechte, der an dem Hofbrunnen stand; wir hatten uns auf die Erde vor unserem mit Eulen und Habichten geschmückten Palais gelagert.

Man erlasse mir zu schildern, wie geschickt es unser vorgesetzter Kamerad anfing, aus dem Bauernknecht herauszulocken, was er wissen wollte. Dies gelang dem Unteroffizier deshalb noch viel leichter, da der Knecht ihn kannte und wußte, daß derselbe

später der Besitzer eines der größten Güter in dortiger Gegend, zwei Meilen von dem freiherrlichen Besitz, werden würde. Gegen einen solchen vornehmen Mann aber durfte man kein Mißtrauen haben.

Der Unteroffizier und ein Schneider waren die Jüngsten, beide noch unverheirathet — die anderen Kameraden, Landtagelöhner aus der dortigen Gegend, brave Kerle, blickten hoffnungsvoll, mit knurrenden Mägen auf die beiden hin. Wenngleich ich noch jünger war, als der Unteroffizier und der Schneider und gleichfalls in meinem Civilverhältniß noch keinen „Feldwebel“ besaß, so dispensirte mich der Unteroffizier doch von der bevorstehenden Expedition in Hinweis darauf, daß ich derlei Abenteuer noch nicht mitgemacht habe und mich wahrscheinlich recht ungeschickt dabei zeigen würde. Als Gefreiter sollte ich aber auch, im Falle ein Vorgesetzter komme, Meldungen machen und sagen, daß er, der Unteroffizier, zu nahen Verwandten gegangen sei.

Unsere Leute zogen sich in unsern „Palast“ zurück; es war dunkel geworden. Der Freiherr war zur Stadt gefahren, die Knechte waren zur Dorfschenke gegangen; die Mägde weilten in der Küche. Im Herrenhause brannte Licht — die beiden gnädigen Fräuleins — wie uns der Knecht gesagt

hatte, Schwestern des Freiherrn, der unverheirathet war — bewohnten jene Zimmer. Ich war neugierig, die Damen zu sehen; vielleicht gab mir der folgende Tag, ein Sonntag, Gelegenheit dazu. Der Freiherr war noch ziemlich jung, die Schwestern konnten also noch jünger und möglicherweise auch sehr schön sein — — — von was träumt ein junges, gelangweiltes Soldatenherz nicht — ich setzte mich auf den Brunnen, es war ein herrlicher Sommerabend, uit der einen Hand plätscherte ich im Wasser, in die andere hatte ich den Kopf gestützt und träumte, ja ich träumte von Freifräuleins mit goldenen Locken, den Edelfalken auf der kleinen behandschuhten Faust, auf edlem Zelter durch das Burgthor reitend.

Wie lange ich so gesessen, wie lange ich geträumt, weiß ich nicht — die Lichter im Schlosse waren erloschen.

Da plötzlich hörte ich über mir einen leisen Pfiff — ich erwiderte instinktiv.

Ich blickte empor und sah, daß aus dem Fenster im zweiten Stock des Herrenhauses der bekannte Kopf unseres Unteroffiziers hervorlugte.

Es hatten sich nämlich inzwischen der Unteroffizier und der Schneider aus dem nahen Pferdestall die Kleidung der Knechte geholt, sie angezogen, und mit leichten Pantoffeln an den Füßen

waren sie so unkenntlich, als möglich, auf die Entdeckungsreise gezogen.

Der Unteroffizier flüsterte: „Wir sitzen hier wie in einer Mausefalle. Die Zugluft hat die Thür zugeschlagen, wobei der Riegel sich vorgeschoben hat und ohne großes Geräusch, wodurch die in der Nähe schlafenden Freifräuleins geweckt würden, können wir die Thüre nicht sprengen. Wir sitzen mitten zwischen den Eiern, dem Speck und den Würsten, aber leider gefangen. Lauf in den Pferdestall und ziehe dir einen Kittel über die Uniform und komme zur Befreiung herauf.“

Nachdem mir der Unteroffizier noch den Weg beschrieben, eilte ich in den Pferdestall, von wo aus eine Treppe in das Nebengebäude führte, von welchem man das Herrenhaus erreichen konnte.

Ich gelangte in einen endlos langen Gang; vorsichtig schloß ich das Fenster, damit der Zugwind keinen weiteren Unfug anrichtete.

Ich kam an die bezeichnete Thür — dort war aber gar kein Riegel — ich öffnete; ein hübsches Wohnzimmer konnte ich bei der matten Mondbeleuchtung erblicken.

Mir wurde ganz schwindlich zu Muthe. Ich hatte mich jedenfalls verirrt, ich war jedenfalls in einen anderen Gang gerathen. Aber wohin nun? Ich konnte selbst den Ausgang nicht sofort wiederfinden;

außerdem aber durfte ich meine braven Kameraden nicht im Stiche lassen.

Ich eilte zur nächsten Thüre; als ich öffnen wollte, hörte ich ein leises Knurren — wahrscheinlich war ich vor dem Zimmer des Freiherrn, welches der Jagdhund bewachte. Weiter, zur nächsten Thür — dieselbe war verschlossen, aber nicht durch einen Riegel von auswärts, sondern durch einen Schlüssel.

Die folgende Thür konnte ich wieder öffnen. Ich befand mich in völliger Dunkelheit — Pst! Pst! machte ich — doch keine Antwort, ich tappte um mich und gerieth mit den Händen an den Körper eines Menschen, der auf einem Bette lag, und der Sommerhitze halber sich nur leicht zugedeckt hatte.

Ich mochte wohl etwas derb zugefaßt haben — ein schriller weiblicher Schrei — ich stürzte wie besessen zur Thür, ein zweiter Schrei — ich schloß leise die Thüre. War ich in das Schlafzimmer der schönen Edelfräulein gerathen?

In Todesangst lief ich zur nächsten Thüre und öffnete dieselbe — ich war in einen großen Saal gekommen. Hier waren die Fensterladen nicht geschlossen; der Mond schien in das Zimmer und ich sah, daß ich mich in dem sogenannten Ahnensaal befand.

Von den Wänden starrten die alterthümlichen Perrückenköpfe den kühnen Eindringling mit grim=

migen Blicken an — ich wollte mich orientiren und trat an das Fenster. Da erklang der Laut einer Glocke, auf dem Hofe wurde es lebendig und einige Dienstmädchen eilten zum Herrenhause. Ich wußte, was dies zu bedeuten hatte. Die erschreckten Fräulein hatten jedenfalls um Hilfe gerufen.

Bald auch hörte ich auf dem Gange Schritte — ich verhielt mich zuerst ruhig; als die Schritte aber näher kamen, trat ich hinter einen großen marmornen Kamin.

Doch diese Vorsicht war unnöthig. Nach Verlauf von einer Viertelstunde hatte sich das schöne Edelfräulein jedenfalls überzeugt, daß es nur im lebhaften Traume die Berührung einer Hand verspürt hatte.

Während ich so an dem Kamine stand, hörte ich nicht auf dem Gange, sondern dicht an meiner Seite, ein leises Geflüster; ich lehnte mein Ohr an die Tapeten und vernahm zu meiner Freude die Stimme meines Unteroffiziers; ich klopfte zuerst — es wurde sofort still; dann rief ich den Vornamen des Kameraden; er antwortete. Nun erzählten wir uns mit gedämpfter Stimme kurz die beiderseitigen Erlebnisse durch die Tapetenthür; und als wir der Meinung waren, daß alles wieder in Ruhe sei, schlich ich mich aus dem Ahnensaal zu der nächsten Thür, wo ich denn auch den verwünschten Riegel fand.

Die Erlösten traten nun beuteladen mit mir den Rückzug an; unsere geborgten Kittel wanderten wieder in den Pferdestall und wir gelangten glücklich zu unseren Kameraden, die übrigens sämmtlich eingeschlafen waren — der Hunger und der Schnaps in den leeren Mägen hatten ihre Wirkung gethan.

Wir setzten uns hin und aßen noch einige Eier und ein Stück Wurst und tranken den Rest des Schnapses.

Ermüdet suchten wir das Lager auf, doch mied mich der Schlaf, meine Aufregung war groß: ich dachte der Folgen, welche mich und uns überhaupt getroffen, wenn wir gefaßt worden wären — und doch war der knickrige Freiherr, der jeden Abend hunderte von Thalern im Hazardspiel riskirte, allein Schuld an dem Streiche.

Gegen Morgen verfiel ich in einen unruhigen Schlaf — ich träumte immer von den schönen, herzinnigen, blondgelockten Freifräuleins.

Als der Kaffee, vulgo „Spühlig" getrunken war, gingen meine Kameraden sämmtlich in die nächste katholische Kirche; ich war der einzige Nichtkatholik. Von der Kirche aus wollten sie ihre in der Nähe wohnenden Familien besuchen, sie hatten Urlaub für den Sonntag erhalten. Jetzt bereute ich, daß ich mir nicht auch Tags zuvor die Erlaubniß aus-

gewirkt hatte, nach S. zu gehen; ich würde dort einen alten Freund besucht und mir wenigstens die Zeit vertrieben haben. Doch nun war es zu spät. Das gestrige Abenteuer lag mir noch dermaßen in den Gliedern, daß ich nicht ein neues riskiren mochte.

Ich ging Vormittags in die nahe Dorfkneipe und las den „Westfälischen Telegraph“ — Tanzvergnügen im Dorfe — sollte ich dorthin gehen? Nun gewiß!

Doch halt! Heute sehe ich vielleicht die schönen Edelfräulein — lungern wir also lieber im Schlosse und auf dem Schloßhof herum.

Das Mittagsessen am Sonntage für mich allein war etwas besser — ich erhielt doch wenigstens das, was die Knechte bekamen. Vielleicht auch war das Herz irgend eines Küchenzöfchens von den Leiden des jugendlichen Landwehrsmanns gerührt worden, so daß ich die etwas größere Portion Fleisch dieser Rührung zu verdanken haben mochte.

Bei dem kleinen Bauern, bei dem ich vorher „gelegen“ hatte, war es doch viel besser gewesen; dieser herzliche Willkomm, wenn wir vom Exerzieren kamen, die kleinen Gefälligkeiten, welche er, seine Frau und die Kinder uns erwiesen; wie stach das alles ab gegen dieses kalte, freiherrliche Haus, von dessen Besitzern ich nur den Freiherrn — mit

dem Reglement in der Hand — einmal gesehen hatte.

Nachmittags fragte ich den Hausknecht, ob es erlaubt sei, in den Garten zu gehen. Der Hausknecht verneinte diese Frage. Ich bat ihn, zu vermitteln, daß ich irgend ein Buch erhalte. Er bedauerte, daß in seinem Besitze nur die Bibel sei — aber eines der Dienstmädchen lese Romane, schöne Ritter- und Räuber-Romane, die sie aus der Leihbibliothek der Stadt erhalte — er wolle mal fragen, ob vielleicht eins von den Büchern frei sei — ich wehrte ihn ab.

Er empfahl sich nun — er wollte zum Dorfballe.

Ich stand allein am Brunnen; ärgerlich, die Zeit in solch dummer Weise todtschlagen zu müssen.

Da plötzlich rauschte ein Kleid — eine Dame in den vierziger Jahren nahte heran — ich machte eine tadellose Verbeugung. Das war jedenfalls die Oberhofmeisterin.

Zu meiner Freude sprach mich die Dame an; sie fragte, weshalb ich so allein in Gedanken versunken dastehe, da doch alle meine Kameraden an dem schönen Sommersonntage zur Fröhlichkeit ausgezogen seien.

Ich brachte einige nichtssagende Redensarten hervor — doch schienen dieselben desungeachtet auf

fruchtbaren Boden zu fallen. Mit erstauntem Blicke und etwas impertinentem Lächeln bemerkte die Dame: „Der Rock des Landwehrmanns deckt hier auch wohl ein Herz, das höher schlägt und sich zu den ewigen Regionen des Wissens aufschwingen möchte“ — ich schaute die Dame höchst verwundert an.

„Junger Mann,“ sagte dieselbe weiter, „mein Name ist Adolfine von D., ich bin die Schwester des Freiherrn“ — ich wurde vom Schwindel erfaßt — „meine ältere Schwester befindet sich im Park, wollen Sie mich nicht begleiten?“

Ich nickte in stummer Ergebung mit dem Kopfe — ach wäre ich doch auf den Dorfball gegangen — ich wollte es noch thun; doch zu spät, das Fräulein nahm meinen Arm und wir gingen in den Garten. Die auf dem Hofe noch anwesenden Knechte lachten und die Küchenfräulein kicherten in die Schürzen hinein.

Ich machte gute Miene zum bösen Spiel; ich mußte meinen Namen, der damals den Leuten noch nicht so großes Gruseln beibrachte, meinen Stand 2c. 2c. nennen und das Fräulein stellte mich der bald erreichten Schwester vor, in welcher ich übrigens eine weniger überspannte und sehr gutherzige Dame fand.

Man sprach von dem Gespensterspuck der vorigen

Nacht, von verflossenen Lieutenants und Anbetern, von Zukunftshoffnungen, und ich Aermster hatte keine Hoffnung aus der doppelten Umgarnung loszukommen.

Unhöflich kann ich nun einmal nicht sein — deshalb ging ich auf alle Ideen der beiden Jungfrauen ein und machte mich sehr schnell zu ihrem erklärten Liebling.

Als die Sonne sich tiefer neigte, wurde ich eingeladen, mit zum Abendessen ins Schloß zu kommen.

Und dieser Gegensatz. So ein westfälischer Freiherr weiß zu leben, und wir lebten jetzt auch sehr gut in seiner Abwesenheit.

Adolfine und Eleonore ließen Keller und Küche ihre hohe Aufgabe getreulich erfüllen, und beim Glase guten Rheinweins vergaß ich die weniger gute Gesellschaft und dachte an die hübschen Bauerndirnen, die sich in munterm Tanze in der Dorfschenke jetzt gerade drehten.

Aber wie sollte ich loskommen? Ich schützte Müdigkeit vor — Adolfine wunderte sich und Eleonore hielt solche frühzeitige Müdigkeit bei einem jungen Manne für unpassend.

Ich erzählte nun mit weinseliger Zunge die Unbill, welche uns Landwehrleute in diesem sonst so gastlichen Hause betroffen. Ich that natürlich so, als wenn ich selbst zufrieden sei.

Es wurde Aenderung versprochen. Ich küßte dankbar die hingehaltenen Hände der Edelfräulein und schied von dannen, mit dem Versprechen, am nächsten Abend den Besuch zu erneuern.

Von der nahen Dorfschenke tönte die Fiedel noch herüber, als ich über den Hof ging. Der Ruf war zu verlockend; ich eilte hin und fand unsern Unteroffizier, der vom Hause gekommen, noch dort eingekehrt war.

Ich erzählte ihm mein Abenteuer — er war höchst erfreut: „Nun werden wir ein famoses Quartier bekommen, so alte Jungfrauen haben ein mitleidiges Herz.“

Wir kneipten und tanzten noch einige Stunden in ausgelassener Freude. —

Des andern Morgens erhielten wir allesammt einen guten Kaffe und zu dem Schwarzbrod noch ein Weißbrötchen nebst Butter.

Unsere Kameraden machten verwunderte Augen.

Nach dem üblichen Exerzieren bekamen wir das Mittagsbrot, ein wahres Herrenessen; der Unteroffizier blinzelte mich verstohlen an, als ob er sagen wollte: „Ihr Streifzug gestern war doch erfolgreicher, als meine nächtliche Expedition.“

Und so blieb es auch die acht Tage lang, welche wir im Schlosse wohnten.

Ich ging allabendlich zu den Damen, nahm mir

aus der bescheidenen freiherrlichen Bibliothek einige Bände zum Lesen mit und erhielt auch mit dem Unteroffizier gemeinsam ein kleines Kabinet mit vernünftigen Betten.

Regimentsexerzieren! Brigadeinspektion! — Darauf Entlassung der Wehrleute — so lautete endlich der Tagesbefehl.

Obrist von Sch., der vor nicht langer Zeit als General der Infanterie sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert hat, war damals Kommandeur der Brigade. Das Exercitium war gut gegangen, die Wehrleute mußten zusammentreten, um eine Rede zu hören.

Der Obrist lobte das ureigenste Werk Sr. Majestät, die neue Militärorganisation, in welcher die Landwehr gewissermaßen in der Reserve aufgeht. Das gefiel uns nicht. Das Hoch auf den König und sein ureigenstes Werk fiel deshalb sehr kläglich aus.

Trotzdem aber wurde der Obrist nach wenigen Wochen General.

Wir wurden entlassen. Ich schrieb an die damalige demokratische „Rheinische Zeitung“ über das nicht gelungene Hoch nnd über die Entlassung einen Bericht.

„Erfurchtsverletzung gegenüber Sr. Majestät“ lautete die Anklage, die mir in Düsseldorf in erster

Instanz sechs Wochen Gefängniß einbrachte; die „Rheinische Zeitung“ wurde zu 200 Thaler Geldbuße verurtheilt.

Wir appellirten. Der Apellhof war liebenswürdiger und sprach Verfasser und Redakteur kostenlos frei.

In jener Zeit hatte ich mich mit Eifer, angeregt durch das Auftreten Ferdinand Lassalle's, dem Studium des Sozialismus hingegeben.

Der Militarismus, den ich niemals geliebt, wurde mir immer verhaßter, und oft genug überlegte ich mir, wie ich mich gänzlich demselben entziehen könnte — doch das Heimathland wollte ich nicht meiden — es giebt hier genug zu arbeiten und zu kämpfen.

Arbeit und Kampf für eine große Idee, Arbeit und Kampf *gegen* den Militarismus — das wurde nach und nach zur glühenden Parole bei dem preußischen Landwehrmanne.

---

## 4.

„Diesem Ministerium keinen Heller!“ — so lautete der Spruch der Kammermajorität in Preußen vor dem blutigen Kriege des Jahres 1866. „Keinen Heller zum Bruderkriege,“ tönte es im Volke nach.

Doch „dieses Ministerium" kümmerte sich sehr wenig um den Spruch der Kammermajorität und noch viel weniger um die Meinung des Volkes.

Die Mobilmachung erfolgte.

In und um M., einer kleinen Stadt in Westfalen, lag das zweite Bataillon des 16. Landwehr-Infanterie-Regiments.

Die siebente Kompagnie hatte sich gerade zum Appell auf dem Marktplatz vor der großen Kirche versammelt.

„Schneider Wippop; Schneider Wippop" — schrieen die Schuljungen fortwährend; die Landwehrleute aber schmunzelten in den Bart hinein. Der die Kompagnie führende Premierlieutenant hieß nämlich Schneider; im Civilleben bekleidete er den Stand als Rechtsanwalt. Man sprach davon, daß er die Wehrleute nicht gerade am besten behandele, und deshalb schrien die Jungen ihn während des Appells höhnend an..

Eine reizbare Seele steckte in der äußerlichen Hülle unseres Rechtsanwalts — für seine Civilstellung sicher keine gute Eigenschaft; er beorderte sofort einige Unteroffiziere, welche die Jungen fortjagen und drohen mußten, daß derjenige, welcher den glorreichen Namen „Schneider" durch irgend ein Beiwort weiter verunziere, sofort dem Schulmeister angezeigt würde.

Die Jungen stellten sich nun in respektabler Entfernung auf und pfiffen den Namen mit dem ominösen Beiwort.

Der Kompagnieführer war mein Studiengenosse gewesen — er hatte dies im Glanze seiner konservativen Gesinnung und seiner Epauletten allerdings vergessen, und ich war weit entfernt, ihn an unsere Studienzeit, die ihm die Advokatur in einer kleinen Stadt, mir aber Erkenntniß gebracht hatte, zu erinnern.

Vergessen, sagte ich, hätte unser Premier die Studienzeit gehabt — ich irrte mich, er erinnerte sich derselben nur allzugut, er erkannte mich wohl, und es genirte den Herrn, daß man ihn auch von seiner Jugendzeit her kannte.

Seine Jugend war eine ärmliche; anstatt nun aber darauf stolz zu sein, ging es ihm, wie allen Emporkömmlingen — er verleugnete dieselbe.

Es ist übrigens auch eine richtige Wahrnehmung, daß bei den preußischen Offizieren, selbstverständlich mit den entsprechenden Ausnahmen, diejenigen vom alten Adel die leutseligsten sind, welche die Soldaten am besten behandeln; die bürgerlichen Emporkömmlinge aber gelten für die größten Driller und legen auch meist noch einen bedeutenderen Hochmuth an den Tag.

Diese Erfahrung habe ich 1857, 1859, 1864, 1866 und 1870—71 gemacht.

Auch bei der Landwehr habe ich oft genug erfahren, daß die zu derselben kommandirten adlichen Linienoffiziere mehr Kameradschaftlichkeit gegen uns an den Tag legten, ohne ihrer vermeintlichen Offizierswürde zu schaden, als die im Civilverhältniß mit den Mannschaften bekannten Herren Landwehroffiziere.

Die Unerfahrenheit in militärischen Dingen, dann der ungewohnte Glanz der Epauletten und des Degens, der kameradschaftliche Gruß eines höheren Offiziers, hat aus manchem sonst guten Gemüthe bei den Mobilmachungen einen ausgeprägten Narren gemacht. —

Ein Bergbeamter, Lieutenant K., machte eine sehr rühmliche Ausnahme; er war bei den Soldaten deshalb auch beliebt, galt aber bei den Vorgesetzten um so weniger. Außer demselben war noch ein Vicefeldwebel B. in unserer Kompagnie, den ich auch von früher kannte.

Unser reizbarer Rechtsanwalt, dessen schöner Name also von der Jugend verunziert wurde, warf deshalb seinen ganzen Groll auf die Kompagnie, weil er, und wohl mit Recht, schloß, daß die Wehrleute ihm nicht gerade grün waren und die Jungen aufgereizt hatten.

Es war Sonntag Mittag. Die anderen Kompagnieen waren längst entlassen worden — unser „Schneider“ konnte wiederum durchaus kein Ende finden bei der Besichtigung und bei den „Befehlen“, die er den Unterffizieren zum Besten gab. Der strebsame Premierlieutenant aus der Advokatenstube fühlte zum mindesten einen Wellington in seiner Brust, denn daß er nicht an Napoleon dachte, wird man mir bei seiner grundreaktionären Gesinnung, die er immer zur Schau trug, wohl glauben. Und weil er den Wellington in der Brust trug, deshalb war er auch ebenso pedantisch und langweilig, wie sein „großes“ Vorbild.

Die Wehrleute aber hatten ihren Wellington ebenso im Magen, als beispielsweise Heinrich Heine den eigentlichen.

Und als die Jungen aufhörten zu pfeifen, fingen die Wehrleute an.

Endlich nach zweistündigem Harren wurde unter obligaten Ermahnungen und Drohungen die Kompagnie entlassen. Und so ging es täglich — o, welche Lust, Soldat zu sein, besonders wenn man einen „Wellington“, einen modernen Fabius cunctator zum Kompagnieführer hat.

Keiner von uns Wehrleuten hatte besonderes Vergnügen an Blutvergießen und Schlachtgetümmel; aber doch hörte man oft einen oder den andern ausrufen:

„Der Teufel hole das Hundeleben, ich wollte, daß wir zur Armee kommandirt würden!“

Das ewige Appellstehen, das langweilige Einzelexerzieren, dies fortwährende Bewachtwerden von strebsamen Linienunteroffizieren und noch strebsameren Landwehroffizieren konnte auch einen ehrlichen Kerl leicht zur Verzweiflung bringen. — —

Noch war der Krieg nicht erklärt.

Da bekamen wir plötzlich Ordre, zur nächsten Bahnstation zu marschiren. Wir sagten unsern Quartiergebern — ich lag bei einem braven katholischen Kirchenküster — den letzten Gruß und fort ging's. Wohin — das wußten wir selbst nicht.

Zu meiner Freude dampfte der Zug, nachdem wir „eingeschifft“ waren, nach Norden. Dort konnte es doch nicht besonders blutig hergehen.

In der Stadt Lauenburg nahmen wir zuerst Quartier.

Dann ging's in scharfen Tagemärschen durch das Herzogthum Lauenburg. Das 17. Landwehr-Regiment, meist aus krefelder und gladbacher Seidenwebern bestehend, marschirte vor uns.

Die Hitze war ungemein groß; wir waren schon 5 Stunden marschirt. Wohin, wozu? Müßige Fragen — das wußten unsere Offiziere selbst nicht.

Weiter, immer weiter ging's in tiefem Sande und in sengender Sonnengluth.

Die Wehrleute waren durchweg ermattet. Auf beiden Seiten des Sandwegs lagen „sektionsweise“ unsere linksrheinischen Kameraden hingestreckt — sie waren theilweise schwächer, als wir stämmigen Westfalen, aber auch, wie mich jetzt dünkt, bedeutend klüger, als wir.

Bei dem nächsten Rendezvous wurde uns bedeutet, daß wir die Patronen bei der Hand halten sollten; noch eine kurze Strecke weiter, da mußten wir laden.

Was das nur bedeuten mochte? Unnütze Frage — was geht das den Soldaten an, er muß laden, er muß schießen, er muß hauen, er muß stechen auf Kommando — auf Kommando — — selbst wenn der Leib ermattet, selbst wenn die Seele vor Mitgefühl zittert, selbst wenn das Herz dabei brechen sollte — —

Plötzlich wurde wieder Halt kommandirt, und da vernahmen wir erst, welche Heldenthaten wir durch unsern Marsch allein schon verrichtet hatten. Es war Tags zuvor nämlich der Krieg erklärt worden.

General Manteuffel drängte von Norden gegen den österreichischen General Gablenz, der Holstein besetzt hielt; wir sollten von Süden her die Oesterreicher beunruhigen. Dieselben hatten zuerst gute Lust gehabt, sich auf uns zu werfen, und dann

wären wir, da uns der lange Marsch schon aufgerieben hatte, in eine sehr traurige Lage gekommen. Doch unsere braven Oesterreicher waren vernünftig. Sie wandten sich nach Westen und zogen über Hamburg nach dem damaligen Königreich Hannover.

Unsere Landwehroffiziere und vor allem der Premier Schneider — sie waren nicht wenig stolz auf diesen ihren Sieg.

Am andern Tage hatten wir Ruhe.

In einer großen Scheune versammelten wir uns des Abends; der Vicefeldwebel B., welcher im Civilverhältniß Bürgermeister war und der außerdem eine reiche Frau geheirathet hatte, war unser Zugführer. B., ein äußerst gemüthlicher Mann, hegte einen unbändigen Groll gegen alle Juristen und besonders gegen die in Landwehr-Offiziersuniform.

Das kam daher: B. als armer Regierungssubalternbeamter hatte sich als Vicefeldwebel zur Offizierswahl gemeldet — die angehenden Oberbeamten aber hatten den Subalternbeamten durchfallen lassen. Nachdem B. zum Bürgermeister einer ziemlich bedeutenden emporblühenden Stadt mit gutem Gehalte gewählt worden war, nachdem er nebenbei eine reiche Frau geheirathet hatte, wurde ihm oft bedeutet, daß er sich noch einmal melden möge, um die Epauletten auf seinen Schultern

glänzen zu sehen. Doch dankte B. jetzt für solche Auszeichnung. Derselbe hatte mir die Geschichte erzählt und schloß sich überhaupt an seine Soldaten in großer Freundschaft an.

An dem Tage nach dem Marsche hatte er mich und einige andere Soldaten gebeten, von der eine Meile entfernten Station der Hamburg-Lübecker Eisenbahn einige Faß Bier zu holen. Unser Quartiergeber, ein wohlhabender Großbauer, mußte anspannen und in scharfem Trabe ging's von dannen.

Auf dem Rückwege begegnete uns unser Premier. Ich machte ihm Meldung. Er schaute verlangenden Blicks — in der ganzen Gegend war kein Bier aufzutreiben — auf unsere gefüllten Fäßchen — doch Niemand lud ihn ein; es mochte ihn eben kein Mensch leiden.

Das wurde ein fröhlicher Abend.

Auch Lieutenant K. besuchte uns. Es wurden Hochs auf den Gastgeber, auf unsern braven Lieutenant K. gebracht und dabei allerdings des Guten etwas zu viel gethan.

Unser Kompagnieführer und die Mutter der Kompagnie, ein noch jugendlicher Linienfeldwebel, hatten sich die Kneiperei von fern angesehen, hatten die Hochs gehört und sich wahrscheinlich in jenen Stunden für sehr überflüssig auf der Erde gehalten

— wir hielten die Herren nämlich gleichfalls für äußerst überflüssig.

Des andern Tages aber mußte weiter marschirt werden — der Befehl traf uns gerade, als wir das Gelage aufhoben.

Vicefeldwebel B., der mit mir besondere Freundschaft geschlossen hatte, bot mir seinen Koffer an, in welchen ich unnöthige Gegenstände aus meinem Tornister hineinlegen könne. Er sandte mir früh Morgens seinen Burschen, dem ich auch verschiedene solcher Gegenstände, darunter 60 Patronen, die ich ganz besonders für unnöthig hielt, übermittelte.

Das war nun Alles recht schön und gut. Aber durch irgend einen mir nicht bekannt gewordenen Zufall hatte der Feldwebel Lunte gerochen und dem Premier Mittheilung gemacht. Auf dem ersten Rendezvous wurde mein Tornister untersucht und dabei keinerlei „unnöthige" Sachen gefunden. Ich sagte aus, daß ich die Sachen per Post nach Hamburg gesandt habe, doch trat jetzt Vicefeldwebel B. vor und erklärte den Sachverhalt.

Dies war ein „gefundenes Fressen" für unsern Schneider, dem ich längst ein Dorn im Auge war. Zunächst wurde mir eine Strafwache zudiktirt, die ich denselben Abend abbüßen mußte.

Währenddeß war das advokatorische Gehirn unseres Premier thätig.

Er wußte, daß ich die „Westfälische Volkszeitung" redigirt hatte, er wußte, das ich mit T. in Iserlohn bekannt war, er wußte, daß ich Vorstandmitglied und Sekretär des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins gewesen war, er wußte, daß ich für den „Sozialdemokrat" schrieb — als Wehrmann aber hatte er mich niemals fassen können.

Meine Kameraden im zweiten (Iserlohner) Bataillon des 26. Landwehr-Infanterie-Regiments kannten mich übrigens auch und die Meisten von ihnen waren mir sehr gewogen — das wußte allerdings der Herr Premier nicht.

Seine Helfershelfer suchten nämlich mein dienstliches Vergehen zu einer Sünde gegen meine Kameraden aufzubauschen, indem man ächt rabulistisch ausposaunte, daß ich mit erleichtertem Gepäck marschirt sei und meine Kameraden darunter doch eigentlich „indirekt" gelitten hätten. Die Leute waren aber nicht so dumm und meinten, daß höchstens der Gaul gelitten hätte, der den B.'schen Koffer gezogen habe.

Aber was thut's — „der Jude wird verbrannt." In einer hübschen Ansprache an die Kompagnie wurde behauptet, daß es für mich und meine Kameraden besser sei, wenn ich „versetzt" würde; diese Versetzung sei schon vom Regiment ausgesprochen worden.

Im allgemeinen werden nur Offiziere versetzt — ich konnte mir deshalb auf diese „Strafe“ etwas einbilden.

Mit einem großen versiegelten Brief des Regiments-Kommandeurs an das Kommando des dritten Bataillons des 16. Landwehr-Regiments wurde ich entlassen und angewiesen, das dritte Bataillon mir im Herzogthum Lauenburg aufzusuchen.

Man gab mir ungefähr an, wo der Stab desselben Tags zuvor gelegen habe.

Wohlgemuth zog ich von dannen. Für mein Vergehen war ich durch eine Strafwache bestraft worden — die Versetzung konnte keine Strafe sein. Auch wußte ich, daß zu dem dritten Bataillon die elfte Kompagnie gehörte, welche vorzugsweise aus den Wehrleuten meiner Heimathstadt A. gebildet wurde.

Auf alle Fälle also traf ich gute Kameraden.

Am ersten Tage gelangte ich zu dem Orte, wo „Tags zuvor“ der Kommandeur des dritten Bataillons sein Hauptquartier gehabt hatte.

Nachdem ich dem Ortsvorsteher einen Quartierzettel, der mir bei meiner „Abreise“ ausgestellt war, vorgezeigt und nachdem ich denselben unter Vorzeigung des großen mit dem Regimentssiegel versehenen Briefes auf die Wichtigkeit meiner militärischen Sendung hingewiesen hatte, noch dazu unter

Hindeutung auf die hohe Charge, den heraldischen Adler am Halskragen, die ich bekleidete, erklärte derselbe, daß er selbst mir gern und freudig Quartier geben wolle. — Ich machte es mir bequem.

Und wahrlich, bequem kann man es sich machen in einem solchen nordischen, lauenburgischen oder holsteinischen Bauernhause.

Es war auch eine brave, friedliche Familie. Der biedere Großbauer war sehr besorgt, trotz seiner nicht ganz verhüllten dänischen Gesinnung, daß es seinem Gaste an keiner Bequemlichkeit mangeln möge. Die Gastfreundschaft ist bei diesen Leuten ein hervorragender Zug, so daß sie dieselbe auch gern ihren Feinden angedeihen lassen.

Und besonders deshalb wurde ich vom ganzen Hause mit großer Neugier beobachtet, weil Tags zuvor ein Offizier bei meinen Hauswirthen einquartirt gewesen, und sie nun eine Paralelle zogen, die, wie ich schon bald merkte, nicht zu meinen Ungunsten ausfiel.

Der Bauer und der älteste Sohn gingen Abends mit mir in das nahegelegene Dorfwirthshaus, wo wir den Kirchspielvogt (Amtmann) antrafen. Derselbe war der Sprößling einer alten Adelsfamilie aus Pommern, ein jugendlicher, invalider Dragoneroffizier, dem das spezifische Preußenthum recht tief in allen Gliedern steckte.

Es dauerte auch nicht lange, als schon mein Großbauer mit ihm im heftigen Gespräch sich befand, welches sich um die Berechtigung der Annexion drehte. Mein Quartiergeber erklärte, daß ihm die Preußen allerdings noch lieber seien, als der Agustenburger, daß aber die Bevölkerung wenigstens in Lauenburg bei den freieren dänischen Institutionen und bei den geringeren Abgaben sich besser gestanden habe. Und soweit man Preußen kennt, fügte der Bauer seufzend hinzu, werden wohl die Steuern von Tag zu Tag wachsen.

Der Kirchspielvogt wurde ärgerlich, und als ich, ein preußischer Landwehrmann, mich gar in das Gespräch mischte und vielfach zu Gunsten meines Quartiergebers zur größten Freude desselben eintrat, da platzte der frühere Kavallerieoffizier los und meinte mit einem impertinenten Blicke, was ich denn überhaupt in der Gegend hier allein machte. Er murmelte so etwas, wie Marodeur zwischen den Zähnen.

Doch ich besann mich nicht lange. Mit unnachahmlichen Stolze zeigte ich den mit dem Regimentssiegel versehenen, an den Kommandeur des dritten Bataillons gerichteten Brief vor.

Der Kirchenspielvogt entschuldigte sich, ließ die „Ordonnanz“, welche das Vertrauen des Regiments-Kommandeurs besaß, nunmehr in Frieden und

empfahl sich bald. Mein Gastgeber war jetzt aber in gute Stimmung gerathen, und so verbrachten wir noch mehrere Stunden zusammen bei einem guten Glase Rothwein.

Des andern Tages brachte mich mein Großbauer einige Stunden weit in seinem Wagen auf den Weg.

Nach einem herzlichen Abschied marschirte ich, indem ich bei dem Amtsverwalter jedes Dorfes, durch welches ich kam, nach der Richtung, die das dritte Bataillon eingeschlagen hatte, mich erkundigte, diesem immer in ziemlich respektvoller Entfernung nach.

Vier Tage wanderte ich so in möglichster Bequemlichkeit hinter dem Bataillon her, immer meinen Talisman, den berühmten „Empfehlungsbrief“ mit dem Regimentssiegel vorzeigend, der mir auch die Herzen aller Ortsschulzen und Quartiergeber öffnete.

Doch dieses militärische Vagabundenleben war nicht von Dauer.

Auf der Station Reinbeck der Berlin-Hamburger Eisenbahn erreichte ich am fünften Tage das dritte Bataillon; ich trug weißes Lederzeug als Musquetier, die dritten Bataillone sind Füsilierbataillone und tragen schwarzes Lederzeug.

Als ich auf dem Bahnhofe ankam, fragte ich mehrere Füsiliere, die sich unter der Halle mit einem Glase Bier erquickten, wo der Bataillonskommandeur

wohnte. Mit verwunderten Blicken auf mein weißes Lederzeug zeigte man mir ein kleines Männchen in Hauptmannsuniform, das auf dem Perron einherstolzirte. „Dort ist unser Bataillonskommandeur, Herr v. W., ein überaus strenger Herr.“

Im selbigen Moment erblickten mich auch schon die gestrengen Augen.

Ich kannte meine Pflicht und meldete mich.

Mit einem Blicke, in welchem sich tiefe Verachtung, ja ein gewisser Groll ausdrückten, nahm Herr v. W. meinen „Empfehlungsbrief“.

Während er öffnete, sagte er leise: „Ich weiß, ich weiß; Sie, mein sauberes Bürschchen, sollen es sehr, sehr gut bei mir haben. Kommen Sie mit zum Bataillonsbureau.“

Der Bataillonskommandeur ging dicht an der Wand des Stationshauses — ich konnte deshalb nicht an seiner linken Seite marschiren, hinter ihm wollte ich nicht gehen; ich trat daher auf seine rechte Seite.

„Herr, in dreitausend Teufels Namen, kennen Sie keinen Anstand, kennen Sie keinen dienstlichen Respekt?!“

Der Bataillonskommandeur hatte während dieser Ansprache „halbrechts“ gemacht. Es wurde an seiner linken Seite Raum frei. Ich trat deshalb, ohne ein Wort zu verlieren, auf die linke Seite.

Meinen „Empfehlungsbrief“ hatte mein neuer Vorgesetzter während des Gehens erbrochen. Er schien seinen Inhalt schon zu kennen, doch machte er während des Lesens seinen Gefühlen oftmals durch einen unverständlichen Laut des Erstaunens Luft.

Ich sah, daß der Brief „sehr lang“ war; unmöglich konnte er nur den einfachen Vorgang enthalten, der sich auf mein Marschgepäck bezog — einer anderen dienstlichen Schuld war ich mir absolut nicht bewußt.

Mein Auge war sehr gut. Voller Neugierde schielte ich dem Hauptmann über die Schulter.

Das erste Wort, welches mir aus dem mit deutlichen Buchstaben geschriebenem Briefe entgegensprang, war „Sozialdemokrat“.

Nun war für mich das Räthsel gelöst — nun wußte ich auch, weshalb mir vor einigen Tagen ein Urlaub nach der nächsten Bahnstation abgeschlagen worden, an welcher ich mit dem damaligen Präsidenten des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins, Herrn P. aus Hamburg, zusammentreffen wollte.

Auf dem Bataillonsbureau angekommen überantwortete mich der Bataillonskommandeur dem Adjutanten mit folgenden Worten:

„Hier bringe ich Ihnen unsern neuen Zögling

von dem Iserlohner Bataillon, eine nette Pflanze, auf welche wir wohl acht zu geben haben. Geben Sie dem Gefreiten hier also zunächst ein Quartierbillet für die neunte Kompagnie, die hier stationirt ist — doch wird derselbe dieser Kompagnie nicht zugetheilt, weil der Kompagnieführer zu gut ist. Wir wollen ihn der 11. Kompagnie überweisen; Hauptmann M. ist ein strammer Offizier und wird dem Burschen schon Raison lehren.“

Solche Sprache wurde einem Wehrmanne gegenüber geführt, der das viertemal den heimathlichen Heerd verlassen hatte, um „des Königs Rock“ anzuziehen, und zwar von einem Manne, von dem ich kühnlich behaupte, daß seine Bildung nicht annähernd an die des Wehrmanns heranreichte.

Der Adjutant, ein netter, mir wohl bekannter Herr, im Civilstande Geometer, Herr v. L., fragte mich, was ich den verbrochen habe. Ich erzählte den Vorfall — der Adjutant zuckte die Achseln und machte eine bedenkliche Miene. „Uebrigens“ meinte er, „ist die 11. Kompagnie, der Sie zugetheilt werden, lediglich aus Wehrleuten Ihrer Vaterstadt A. zusammengesetzt. Die Offiziere, auch den Kompagnieführer müssen Sie persönlich kennen, da Sie mit demselben auf dem Gymnasium zu A. waren. Der Baumeister T. ist ja, soviel ich mich erinnere, ein persönlicher Freund von Ihnen.“

Ich freute mich, daß ich zu dem „strammen Hauptmann“ gekommen war.

Der Adjutant hatte inzwischen für ein sehr gutes Quartierbillet gesorgt.

* * *

„Die einzige weiße Krähe unter 200 schwarzen“ — so hieß es in meiner neuen Kompagnie in Bezug auf mein weißes Lederzeug.

Die tollsten Gerüchte schwirrten über meine Person in der Kompagnie umher. Die „Versetzung“ eines Soldaten macht immer Aufsehen — es kommt nur sehr selten vor und dann gewöhnlich nur auf den Antrag des Soldaten, der in dem „Wahne“ befangen ist, von seinen Vorgesetzten immer mißverstanden und danach behandelt zu werden. Dies war bei mir nicht der Fall — das wußte man; ich war nicht auf meinen Antrag versetzt worden. Es mußte deshalb ein Kapitalverbrechen vorliegen und auch wieder kein Kapitalverbrechen, da man von keiner eigentlichen Strafe wußte, die über mich verhängt worden war.

Wir wurden an dem folgenden Tage mit der Eisenbahn nach Flensburg befördert.

Mein Korporalschaftsführer, ein junger Bauerssohn aus meiner Heimath, dessen Familie ich wohl

kannte, wich auffallenderweise kaum von meiner Seite. Ich merkte demselben sofort eine gewisse Aengstlichkeit an.

Nachdem wir aber mehrere Stunden mitsammen gefahren waren, und ich mich mit ihm über unsere Heimath unterhalten hatte, thaute das brave, schlichte Westfalengemüth auf, und mit flüsternder Stimme gestand mir mein Vorgesetzter, daß er den Auftrag habe, mich zu überwachen, weil ich in politischer Beziehung äußerst anrüchig sei.

Ich dankte ihm für sein Vertrauen und erklärte ihm meine politisch-sozialen Ansichten in kurzen Zügen.

Der Unteroffizier schüttelte den Kopf und meinte, daß darin, wenn ihm auch die Sache noch nicht ganz klar schiene, doch kein Verbrechen liegen könne. Er wisse, daß der „Empfehlungsbrief“ die Notiz enthalten habe, daß ich deshalb hauptsächlich aus dem zweiten (Iserlohner) Bataillon versetzt worden sei, weil dort mehr Zündstoff und ein besserer Boden für revolutionäre Umtriebe sei, als im dritten (Mescheder) Bataillon, welches zum größten Theile aus Landleuten bestehe.

Ich versprach meinem Unteroffizier Schweigen; wir waren aber durch diese Unterhaltung die besten Kameraden geworden. Von meinem Wächter hatte ich nichts mehr zu fürchten. —

Vor dem Kriege hatte die damalige Fortschritts-partei laut aufgeschrien, sie hatte von Bruderkrieg gesprochen und von dem Fluche des Volkes, welcher auf den Entzündern desselben ruhen werde.

Und die Regierung und ihre Organe hatten diese Phrasen der Fortschrittspartei sonderbarer Weise ernst genommen. Damals machte man — abgesehen von einigen leitenden Personen — keinen Unterschied zwischen Fortschrittlern, Demokraten und Sozialdemokraten, es waren schlichtweg sämmtlich Demokraten; man befürchtete, daß der Mißmuth, der in der Bevölkerung so vielfach vorhanden, auf die Landwehr übertragen würde — deshalb also wurde ich in ein ganz „sicheres" Bataillon versetzt.

Hätte man mich gekannt, hätte man gewußt, daß ich durchaus dem fortschrittlichen Geschwätz ab-geneigt war, daß ich den „Bruderkrieg" ebenso, aber nicht mehr haßte, als einen Krieg beispiels-weise gegen den „Erbfeind", daß ich überhaupt ein Gegner unnützer und dann vielfach verderblicher Demonstrationen war, hätte man das gewußt, so hätte man sich allerdings die Blamage erspart, einen einfachen Landwehrmann von einem zum andern Bataillon zu „versetzen". Doch „Schneider" dein Geist ist groß, und Dummheit und Angst sind deine Propheten.

Mein verflossener Premier Schneider war eben

der Urtypus des Preußenthums nach Olmütz — nach Königsgrätz verbismarckte sich dieser Typus. —

Wir kamen in Flensburg an.

Daß wir Preußen dort oben nicht besonders gern gesehen wurden, ist bekannt — der „dänische“ deutsche Reichstagsabgeordnete Kryger (Hadersleben) ist noch immer der beste Beweis.

Derselbe wird regelmäßig im ersten schleswig-holsteinischen Wahlkreise (Hadersleben) in den Reichstag gewählt — er protestirt jedes Jahr gegen die Annexion Nordschleswigs, wird jedes Jahr von den Nationalliberalen ausgelacht und geht dann nach Hause.

Dieser lebendige Protest ist dennoch „so dumm nicht, wie er aussieht“, und die Nationalliberalen haben gar keine Ursache zum Lachen.

Im flensburger Kreise (zweiten schleswig-holsteinischen) selbst erhält er nämlich bei jeder Reichstagswahl auch die relative Majorität und kommt mit dem nationalliberalen Professor Hinschius in die engere Wahl.

Er erklärt dann, daß die Dänen sich nicht an der Stichwahl betheiligen sollen, und Hinschius, dieses kulturkämpferische enfant terrible, wird gewählt — so rächt sich der brave Hannemann alle drei Jahre an dem deutschen Reich und an den Nationalen — er setzt ihnen den Hinschius in den Pelz.

Aber Flensburg war in jener Zeit noch undeutscher denn jetzt — die Wirthe setzten uns dummen deutschen Wehrleuten unter dem vielversprechenden Namen Beefsteak anstatt eines Lendenstückes von einem gemüthlichen deutschen Ochsen ein Stück von einem langbeinigen national-dänischen Pferde vor — das „steak“ war da, aber wo blieb das „Beef“?

Als ich zum erstenmale dieses langfaserige Fleisch kaute, da überkam mich die ganze Misere der Zeit — es war mir, als ob ich mich übergeben müßte; hätte ich es doch gethan, und wäre mir dann Frau Borussia nur flugs nachgefolgt und hätte Schleswig-Holstein wieder „ausgehaucht“.

Nicht daß ich für den „Angestammten“, dessen Schloß Augustenburg auf der Insel Alsen wir nach einigen Tagemärschen bezogen, sonderlich geschwärmt hätte — bei Leibe nicht; doch wenn man die preußische Pickelhaube allzuoft und allzulange getragen hat, dann schwärmt man für diese noch viel weniger.

Hamburg ist ja eine Republik, wenn auch eine herzlich schlechte — das Nachbarland konnte es wenigstens mit dieser Form auch versuchen und es etwas besser machen.

Und wenn die Republik noch so schlecht ausgefallen wäre, besser als die Augustenburgerei

und das Pickelhaubenthum wäre sie doch noch gewesen. — — —

Ein „strammer Hauptmann" ist unter Umständen eine gute Sache, er ist oftmals der Ableiter eines noch strammeren Bataillonskommandeurs.

Es wurde nämlich eine Kompagnie nach Augustenburg detachirt, die drei andern blieben unter Obhut des Herrn Kommandeurs in Sonderburg. Daß der Kommandeur den „strammen Hauptmann" auswählte und unsere Kompagnie fortschickte, war sehr natürlich, aber für uns auch sehr erwünscht, da im Grunde genommen der „stramme Hauptmann" ein ganz gemüthlicher Kerl war, um so gemüthlicher, je weiter er von seinem direkten Vorgesetzten, der, wie die Wehrleute sagten, den hellen Teufel im Leibe hatte, entfernt war.

Wir lagen also im Stammschlosse des „Angestammten" und hatten recht tüchtige Langeweile. Jeden Tag mußten wir zum Appell zusammentreten, alle 5—6 Tage kamen wir auf Wache, zweimal in der ganzen Zeit mußten wir nach der Scheibe schießen und ein über den andern Tag ein Stündlein exerzieren. Wenn ein Sieg der Preußen aus Böhmen oder vom Main gemeldet wurde, mußten wir zusammentreten und dreimal Hurrah schreien, und endlich mußten wir uns sogar — die ganze Kompagnie in corpore — photographiren lassen —

das war eine Arbeit, circa vier Stunden auf dem Schloßhofe stehen, und das wurde ein Bild! Die alten Steingötzenbilder (meinetwegen auch Oelgötzen) haben wahre Engelsgesichter gegen die traurigen Fratzen, welche der Photograph den braven westfälischen Wehrmännern anhing — der Kerl war jedenfalls ein verbissener Däne. Unser „strammer Hauptmann“, ein Mann mit ziemlich dickem Bauche — deshalb hatte ich auch keine große Angst vor ihm — sah auf der Photographie aus, wie unser gemeinsamer Urahn; der nach hinten gedrückte Degen versah die Stelle eines zierlichen Affenschwanzes. — — —

Bei der Landwehr wurde, so lange der Krieg dauerte, nicht viel von Seiten der Vorgesetzten geflucht — nachdem der Krieg zu Ende war, riß diese schöne Sitte auch wieder ein. Genährt wurde sie auch dadurch, daß bei uns in der Nähe Rekruten ausgehoben und auf der Schloßwiese einexerziert wurden.

Wir sahen oft diesem Treiben zu; dicht heran durften wir nicht treten, weil man den Wehrleuten dies verboten hatte, da sie die im „Drillen“ begriffenen Unteroffiziere fortwährend durch schlechte Witze gestört hatten.

Mit meinem Korporalschaftsführer, dessen frühere sozial-politische Ansichten sehr in's Wanken gekommen

waren, ging ich eines Nachmittags in den Park. Wir hörten von weitem den gleichmäßigen Schritt einer marschirenden kleineren Truppe, dazwischen den donnernden Kommandoruf und das murrende Schelten und Fluchen einer ächten preußischen Unteroffizierstimme.

„Watschelt der Kerl daher, wie eine fette Laus auf dem Kamelsrücken" — klang der ästhetische Ruf an einer Krümmung des Weges. Ich konnte den „mächtigen Rufer im Streit" noch nicht erblicken, die Stimme aber war mir sehr bekannt — Pechschnabel!

Ja Pechschnabel war's, der unsterbliche Unteroffizier der preußischen Armee.

So lange die Drillerei existirt, so lange wir ein preußisches Kommando haben, so lange wird Pechschnabel leben.

„Der preußische Schulmeister hat bei Königsgrätz gesiegt" — heulten die elenden Liberalen, dieselben, welche vorher vom „Bruderkriege" gewinselt hatten. Nein, ihr Tröpfe, salzt eure Schulmeister ein, Pechschnabel, der unsterbliche preußische Unteroffizier, der rohe Pechschnabel hat bei Königgrätz gesiegt. Pechschnabel, der die langbeinigen Rekruten „Störche im Salat", die kurzbeinigen „fette Läuse auf dem Kamelsrücken" nannte, Pechschnabel, der seine Sergeantenknöpfe dem schrecklichen Drohwort

verdankte, welches er gegen einen dickbäuchigen Rekruten ausstieß: Kerl, stehe er gerade oder ich trete ihn vor den Bauch, daß ihm die Pellkartoffeln wie Leuchtkugeln — — — eben dieser Pechschnabel hat die Oesterreicher geschlagen!

Lächerlich das mit dem preußischen Schulmeister, besonders wenn er in seinen Nebenstunden Schäfer oder Flickschneider ist.

Mit sehr wenig Verstand wird die Welt regiert, mit noch weniger Verstand werden die Schlachten geschlagen! Pechschnabel hat die Brücke gebaut, über welche Moltke von Sieg zu Sieg spazierte.

Und Pechschnabel war kein liberaler Schulmeister.

* * *

Pechschnabel begrüßte mich mit stolzem Anstand — er war allerdings auch Sergeant geblieben, doch schien er mir mehr zugetraut zu haben, denn er fragte mit impertinentem Tone, indem er auf meine Gefreitenknöpfe deutete: „Also immer noch, immer noch ‚den höchsten Grad der Gemeinheit'? — ich gratulire."

Ich wollte freundlich antworten.

Doch mit gnädiger Handbewegung entließ mich Pechschnabel, schnauzte seine Rekruten an, rief:

„Dauerlauf, marsch, marsch!“ und verschwunden war die arme, kleine Rekrutenschaar. Pechschnabel aber sah ich nicht wieder.

* * *

Ich hatte insoweit eine recht angenehme Lage, weil die Offiziere und der Feldwebel, ein Geometer, sehr anständige Leute waren und nichts auf die Gerüchte gaben, welche in der Luft über mich umherschwirrten.

Auch unser „strammer Hauptmann“, der mich vom Gymnasium her näher kannte, glättete gar bald die Stirn und behandelte mich mit ganz besonderem Wohlwollen. Er hat mir nachher sogar gesagt, daß er mich gern (allen Respekt vor meinem militärischen Genie!) zum Unteroffizier vorgeschlagen hätte, doch wäre ihm der Konflikt mit dem Kommandeur nicht angenehm gewesen. Ich bedankte mich bei dem Hauptmann für seine gute Meinung und freute mich, daß ich über den bekannten „höchsten Grad“ nicht hinausgekommen war. — — —

Der Herbst auf der Insel Alsen ist schön. Augustenburg liegt dicht an der Ostsee, der große Park gränzt an einen Meerbusen

Zeit hatten wir genug. Mein Korporal, mit dem ich Freundschaft geschlossen, und ich, fuhren

häufig in die See hinaus auf schwankendem Kahne und verträumten den ganzen Jammer des Kasernenlebens. Fischfang und Jagd, das große heilige Meer und der stille schweigende Wald versöhnten uns immer mit dem widerlichen Treiben der Soldateska.

Freund H., der, wenn er diese Zeilen lesen sollte, gewiß mit besonderer Genugthuung an manche Gespräche zurückdenken wird — er war eingefleischter Bismärcker trotz einiger gesunder sozialer Anschauungen und ist jetzt als westfälischer Katholik glühender Centrumsmann — Freund H. in seinem kleinen Dörfchen im westfälischen Sauerlande habe ich später einmal getroffen, und seine derben Fäuste umspannten das Rohr einer Jagdflinte mit eisernem Griffe, indem er sagte: „Vor einer Stunde habe ich das tödtliche Blei einem Rehbocke in's Herz gesendet, hätte es doch einen gewissen Jemand getroffen!“

Endlich im Oktober schlug die Stunde der Befreiung.

Als Fourierschütz wurde ich mit nach Altona geschickt, wo wir Quartier nahmen; von da ging's per Eisenbahn nach Westfalen, nach Lippstadt und von dort in zwei Tagemärschen nach Meschede, wo wir ausgekleidet wurden.

Ich eilte zurück in die Arme meiner treuen

Mutter, die mir erzählte, welches Herzeleid sie um mich ausgestanden, da das Gerücht in meiner Vaterstadt circulirt habe, ich sei wegen Aufruhr und revolutionärer Umtriebe standrechtlich erschossen worden; ein baldiger Brief von mir habe glücklicherweise das frevelhafte Gerücht zerstreut.

Meine Pflicht rief mich nach H., wo ich dem Geschäft meiner verwittweten Schwester mehrere Jahre vorstand — einige Kontrollversammlungen erinnerten mich an meine immerwährende preußische Dienstpflicht.

Der Krieg von 1866 hatte noch die verschiedenen Militär-Reglements verschärft; der Nordbund stand auf schwachen Füßen — Krieg erzeugt Krieg, und so wußte ich schon damals, daß ich meine „glorreiche" militärische Laufbahn noch nicht vollendet haben würde.

Ich wurde im Jahre 1869 in den Norddeutschen Reichstag gewählt und siedelte nach Berlin über.

Andere Kämpfe, höhere Pflichten nahmen mich in Anspruch, bis plötzlich wiederum 1870 die Kriegsdrommete erklang und mich aus meinen politischen Kämpfen herausriß.

„Wider den Erbfeind!" erklang der tolle Ruf.

## 5.

Das war im Norddeutschen Reichstag ein Tumult, als Fürst Bismarck den 20. Juli 1870 die napoleonische Kriegserklärung verlas und erklärte, daß man gesonnen sei, dieselbe anzunehmen.

Nur auf der äußersten Linken herrschte tiefes Schweigen, wenn man das Händeklatschen eines politischen Knaben, des Zöglings der Gräfin Hatzfeld, mit Namen Fritz M . . . ., abrechnen will. Auch die damalige Fortschrittspartei war noch „ziemlich vernünftig“; sie war nur halb und halb in den bismärckischen Banden gefangen.

Desto mehr aber lärmte und „bravote“ außer dem Günstling der Gräfin Hatzfeld die nationalliberale und die konservative Partei. Der Abgeordnete Kommerzienrath St . . ., der Besitzer der Eisenhütten und Kohlenbergwerke zu Neunkirchen, lief schnurstracks in den ersten besten Militäreffektenladen und kam schon bald säbelrasselnd in der Uniform des Rheinischen Ulanenregiments als Premierlieutenant wieder zur Sitzung.

In das ganze deutsche Volk, mit sehr wenigen Ausnahmen, war die Kriegsfurie hineingefahren, und wenn auch zu Anfang des Krieges einer oder der andere noch Furcht hatte vor den Nachkommen

des „kleinen Korporals“, so verflog dieselbe doch nach den ersten Siegen der Preußen bei Spicheren und Weißenburg.

Der Verlauf des Krieges ist bekannt; ich werde desselben nur an einzelnen Stellen kurze Erwähnung thun und mich auf meine eigenen Erlebnisse und auf die Vorkommnisse, die ich persönlich beobachtet habe, lediglich beschränken.

Der Norddeutsche Reichstag, dessen Mandat im September 1870 erloschen war, verlängerte dasselbe im Einverständniß mit den Bundesregierungen bis zum ersten Januar 1871.

Bei der Abstimmung über eine Kriegsanleihe von 120 Millionen Thaler, die im Juli, also vor den entscheidenden Siegen stattfand, erklärte ich mich für Bewilligung dieser Anleihe, nicht deshalb, weil ich dem Kriege zustimmte, sondern weil es mir lieber war, daß, nachdem der Krieg einmal ausgebrochen, Napoleon III., dieser europäische Nichtsnutz, besiegt und vom Throne gestoßen wurde, als daß seine afrikanischen Civilisatoren auf unserem heimischen Boden hausten.

Die deutschen Kapitalisten haben jene Anleihe nicht völlig gezeichnet — sie wurde mit 97 Millionen Thaler geschlossen; die Schlachten bei Wörth, bei Metz und Sedan waren noch nicht geschlagen und deshalb waren die Kapitalisten ängstlich und un=

patriotisch, dieselben Kapitalisten und Vornehmen, welche jetzt die „Reichsfreundschaft“ allein für sich gepachtet haben. Ich gönne ihnen dieselbe übrigens herzlich.

Die zweite Anleihe von 100 Millionen wurde zu Ende November 1870 vom Reichstage gefordert. Natürlich stimmte ich gegen dieselbe, weil wir nicht mehr zu fürchten brauchten, daß Zuaven und Turkos auf deutschem Boden sich tummeln würden, weil des Blutvergießens über und über genug war, weil aus dem Vertheidigungskrieg ein Eroberungskrieg entstanden war, und weil die geplante Annexion von Elsaß-Lothringen mir nicht allein ungerecht, sondern auch verderblich für Deutschland erschien.

Die Anleihe wurde selbstverständlich vom Reichstage bewilligt und — in drei Tagen überzeichnet.

Die Herren Kapitalisten hatten ihr Kapital sicher angelegt und steckten neben der Reichsfreundlichkeit noch, wenn ich nicht irre, circa 11¼ Prozent in die Tasche.

Aus dem Schicksal der beiden Anleihen kann man ersehen, daß das Kapital immer nur patriotisch ist, wenn sein eigenes Interesse es gebietet. Bis an die Tasche reicht die Reichsfreundlichkeit der Herren Kapitalbesitzer, aber niemals bis in die Tasche!

* * *

Den 19. Dezember 1870, morgens 8 Uhr, standen auf dem Kasernenhofe des Gardeküraſſir-Regiments in Berlin gegen 300 Landwehrleute, welche sämmtlich eine mindestens fünfzehnjährige Dienstzeit hinter sich hatten. Wenn nämlich der Krieg nicht ausgebrochen wäre, so wären sie am 1. Oktober 1870 zum Landsturm entlassen worden.

Die meisten derselben waren Familienväter. Zuhause weinten Weib und Kinder. Nicht eine Frau gab es damals im deutschen Reiche, die trotz der vielen Phrasen vom Patriotismus, vom Heldenmuth des deutschen Volkes ihren Mann freudig in den Krieg entlassen hätte. Verlogene Zeitungsschreiber allerdings tischten das Märchen von der Spartanermutter, die ihrem Sohne den Schild reichte und sprach: „Entweder mit ihm, oder auf ihm!“ in das „Deutsche“ übersetzt, oft genug auf, in Wirklichkeit war nicht eine derartige tolle Frau oder Mutter in Deutschland.

Thränen aber flossen in Strömen — bei der Kunde von jeder siegreichen Schlacht krampfte sich das Mutterherz, das Frauenherz schmerzhaft zusammen, denn die Trauerbotschaft konnte nachfolgen, daß der ferne Sohn, der ferne Gatte, in jener Schlacht verwundet oder getödtet sei. —

Vor dem gesperrten Kasernenhofthor stand auch eine große Anzahl Frauen und Kinder, welche mit

verweinten Augen durch das Gitter schauten und erwartungsvoll lauschten, welchem Regiment die einzelnen Anverwandten zugetheilt wurden.

Die meisten dieser alten Wehrleute wurden nach Stralsund beordert, um dort eingekleidet zu werden; auch ich befand mich unter denselben.

In bitterer Kälte marschirten wir zum Stettiner Bahnhofe, gefolgt von den Frauen und Kindern, welche die Scheidenden immer und immer wieder mit allerlei Fragen und Liebkosungen förmlich quälten und ihnen das Herz schwer machten.

Der schrille Pfiff der Lokomotive machte dem bald ein Ende und fort ging's dem Norden zu. — —

Auf dem Marktplatze zu Stralsund war ein lebhaftes Treiben; gegen 800 Wehrmänner vom 24. und 64. Regiment sollten uniformirt und ausgerüstet werden.

In Korporalschaften von 15 bis 20 Mann zogen die Landwehrleute in die nahe Kaserne, aus welcher sie mit allerlei Armatur nnd Bekleidungsstücken zurückkehrten. Der eine trug schon einen Soldatenrock, doch hatte er keine passende Mütze erhalten können, so daß noch als Hauptschmuck ein schofler Cylinderhut diente. Ein anderer hatte eine schwere Kommishose glücklich erhalten, ihm fehlte noch der Rock. Man hatte ein ungemein lebendiges Bild vor sich.

Im Allgemeinen sah man auch nur heitere Gesichter, weil die Quartiere in Stralsund gut waren und weil man doch vielfach die Ansicht hatte, daß wir den deutschen Boden nicht verlassen würden. Und wenn auch bei einem oder dem andern manchmal eine Wolke des Mißmuths über die Stirne zog bei dem Gedanken an die Heimath, so war aber immer ein guter Kamerad bereit, mit irgendeinem Scherzwort die Wolken hinwegzuscheuchen.

Unser Leben in Stralsund war ein relativ gutes. Der Dienst war leicht, die Vorgesetzten im allgemeinen human und, wie schon erwähnt, die Quartiere gut.

Ich lag bei einem Philologen, Dr. — — im Quartier, der im Jahre 1848 Demokrat, später aber von „nationaler“ Begeisterung ergriffen war.

Unsere politischen Ansichten waren also entgegenstehende und manches Disput gab davon Zeugniß ab. Jedoch denke ich noch immer gern an den biedern Mann, der seine Ansichten zwar mit Wärme vertheidigte, aber auch die Ansichten seines Gastes gleichfalls respektirte und niemals in den gehässigen Ton verfiel, den die Nationalliberalen so vielfach jetzt gegen Andersdenkende anschlagen.

Ich vertrieb mir die Zeit mit Schlittschuhlaufen und allerlei kleinen Vergnügungen. Dann hatte

mir Dr. — seine reichhaltige Bibliothek zur Verfügung gestellt, die ich fleißig benutzte.

Auch fanden sich viele Parteigenossen in Stralsund zusammen, unter anderen auch Freund O. K., der bei dem 35. Regimente stand. Doch wurde dieses Regiment bald nach dem Elsaß geschickt, um die dortigen Etappen vor etwaigen Ueberfällen zu schützen.

Wir glaubten noch immer, daß wir zur Bewachung der französischen Gefangenen bestimmt seien, deren eine große Anzahl auf der gegenüberliegenden Küste von Rügen in halb in die Erde und in den Schnee gegrabenen Holzzelten lagen.

Die Kälte war ungemein groß; selbst unserer nordischen Natur, die mehr an Kälte gewöhnt, war dieselbe ungemein empfindlich.

Und die armen Gefangenen, die aus dem sonnigen Süden zu uns verschlagen worden waren, wie litten sie in ihren dumpfen Barracken im Kohlendunst, da sie der Kälte wegen, die durch die scharfe Seeluft noch vermehrt wurde, nicht wagten, ihren ungesunden Aufenthalt auf längere Zeit zu verlassen.

Die Zeitungsschreibereien von den Vergnügungen, die sich die gefangenen Franzosen gemacht, von dem Jubel, der in den Baracken geherrscht habe, sind sämmtlich übertrieben — das sah ich schon in

Stralsund und sollte dies späterhin in Spandau erst recht sehen.

Plötzlich kam die Ordre, daß wir nach Frankreich, zunächst nach Metz, befördert werden sollten.

Und schon am nächsten Tage saß ich mit zwanzig Kameraden im Zuge nach Berlin, da wir einen Tag Urlaub erhalten hatten. Am nächstfolgenden Tage sollten wir uns dem Gros auf dem Anhalter Bahnhofe in Berlin wieder anschließen.

Meine Freunde in Berlin waren recht erfreut, als sie plötzlich einen Landwehrmann in Uniform in der Vereinsversammlung, die gerade stattfand, erscheinen sahen, und selbst die überwachende strenge Polizei drückte wohl ein Auge zu, denn ich habe von einer Denunziation in diesem Falle nichts gespürt.

Daß jetzt, weil auch für mich die Sache ernst zu werden drohte, da ich auf dem geraden Wege zum Kriegsschauplatze mich befand, der Abschied von meinen Berliner Freunden ein innigerer war, als das erstemal, wo ich nur nach dem Norden zum Einkleiden zog, liegt auf der Hand und offen gesteh' ich's, daß wir die Nacht nur wenige Stunden Schlafs genossen.

In aller Frühe ging ich zum Anhalter Bahnhofe; die übrigen Wehrleute waren schon beim Einsteigen. Ich zögerte so lange als möglich. Das

erste Signal wurde gegeben — wir standen noch an zwanzig Mann auf dem Perron und beeilten uns nun, ein Coupee zu besteigen. Doch überall dröhnte uns der Ruf entgegen: „Besetzt!“ Es waren zehn Mann mit ihrem Gepäck in den engen Raum eines jeden Coupee's gedrängt — eine wahre Tortur — und dies dauerte vier Tage und vier Nächte, ohne in irgend ein Quartier zu kommen.

Wie froh waren wir, als der Zug ohne uns abdampfte; der unsern Zug kommandirende Lieutenant hatte nämlich die zwanzig Personen vergessen, welche Tags zuvor nach Berlin Urlaub erhalten hatten und so waren für zwanzig Mann zu wenig Plätze in dem Zuge.

Auch ein Unteroffizier befand sich bei den Zurückgebliebenen — derselbe war etwas zaghaft, doch munterte ich ihn mit dem Bemerken auf, daß wir bis Metz mit den gewöhnlichen Zügen nachfahren würden — dem kommandirenden Lieutenant, der übrigens ein äußerst liebenswürdiger Mensch war, hatte ich dies auch, als der Zug abdampfte, zugerufen.

Wir meldeten uns bei dem Ettappenkommandanten, einem Oberstlieuteuant a. D., der uns zuerst etwas hart anfuhr, jedoch nach angehörtem Sachverhalt, eine Bescheinigung zur Fahrt nach Metz einhändigte.

Den nächsten Zug mußten wir benützen, doch hatten wir das frohe Gefühl, nicht wie die Pökelhäringe zusammengepreßt versandt zu werden.

* * *

In Marburg, der kleinen hessischen Universitätsstadt, sah man eines Abends im Monat Januar 1871 in tollem Schneegestöber gegen 12 Uhr einen Trupp preußischer Landwehrleute, circa 20 Mann stark, durch die Straßen eilen, um Quartiere zu suchen.

Der Nachtwächter, der aus einer Häusernische hervorkroch, meinte auf eine Anfrage, daß es wohl schwer sein dürfe, auf dem Bürgermeisteramt noch irgendeinen Beamten anzutreffen, um Quartierbillets zu erhalten. Der gestrenge Herr Bürgermeister aber, nach dessen Privatwohnung der befehligende Landwehrunteroffizier fragte, würde, so meinte der Nachtwächter, auch wohl schwerlich schon dort anzutreffen sein, da die deutsche Begeisterung auch in der getreuen Stadt Marburg fortwährend in der Steigerung begriffen sei. Diese sich steigernde Begeisterung könne er aber am besten beurtheilen.

Die Landwehrleute standen rathlos da; — das Stehen im Schneegestöber wurde unleidlich, ein besonderes Recht auf Einquartierung konnte auch

nicht nachgewiesen werden, da die Ankunft nicht avisirt worden war, und so wünschten die Soldaten dem schwatzhaften Nachtwächter gute Nacht und eilten dem nächsten Hause zu, welches noch beleuchtet war und aus dessen Innern Liederklang schallte.

Die Wehrleute waren in eine Studentenkneipe gerathen. Verwundert blickten die Musensöhne auf die Söhne des Mars, die so ungestüm, den Schnee abschüttelnd und waffenklirrend, in das Verbindungszimmer eintraten.

Ich übernahm die Ansprache: „Der rauhe Kriegsgott treibt uns, Männer des Friedens, zumeist mit Weibern und Kindern behaftete preußische Landwehrleute, unseres Zeichens Schneider, Schuster, Landwirthe, Schriftsteller, Schmiede, Tischler, Jünger Merkurs und andere edle Beschäftigungen treibende Individuen, durch das heftige Schneegestöber in eine trauliche Kneipe, wo beim braunen Naß, singend und jubilirend, die Heldenthaten deutscher Landwehrleute preisend, die Musensöhne zusammensitzen. Ehe wir nun in den Krieg ziehen, möchten wir mit unseren jüngeren deutschen Brüdern die Friedenspfeife rauchen und den Henkelkrug leeren, alldieweil wir durstig, hungrig und ermattet sind.“

Auf diese stolze und schöne Anrede, über welche die Studenten muthwillig in sich hineinkicherten, waren die brandenburgischen Wehrleute nicht wenig

erstaunt, von denen der eine ziemlich laut meinte: „Donnerwetter, unser Gefreiter, der versteht's, der kann aber gelehrt sprechen!"

Uebrigens erhob sich bald darauf der Senior der Verbindung „Westfalia", wenn ich nicht irre, die meist aus Medicinern bestand, begrüßte uns mit einigen scherzhaften Worten und lud uns ein, Platz zu nehmen.

Darauf hatten die Wehrleute gar nicht erst gewartet; die Gewehre standen schon in den Ecken, die Tornister lagen an den Wänden, und die meisten der Leute hatten schon einen Stuhl erobert, da sich die liebenswürdigen Studenten auf die Tische, Fensterbänke und auf den Fußboden setzten.

Einige Fäßchen Bier wurden aufgelegt, die Unterhaltung kam in Fluß, und nachdem sich mir einige Studenten persönlich vorgestellt hatten, mußte ich gleichfalls den Herren meine Karte abgeben.

„Mitglied des Norddeutschen Reichstags," — (ich hatte nur noch einige meiner früheren Visitenkarten) — „das ist ja wunderbar, daß Sie als einfacher Wehrmann die Campagne mitmachen!" rief ein Student.

Doch belehrte ihn ein anderer, etwas erfahrener Kommilitone, daß die Stellung eines Reichstagsmitglieds nicht, wie z. B. in Frankreich, eine bestimmte Offizierscharge bei der Nationalgarde mit sich bringe.

Hierbei sei erwähnt, daß ich wohl das einzige Mitglied eines gesetzgebenden Körpers eines größeren Reiches gewesen bin, solange konstitutionelle Staaten bestehen, welches als „gemeiner“ Soldat in der Uniform gesteckt hat.

Da wir einsahen, daß an ein Nachtquartier unter den gegebenen Umständen nicht mehr zu denken war, so beschlossen die muntersten Wehrleute und Studenten bis zu dem nächsten Zuge, der morgens 6 Uhr abfuhr, durchzukneipen, die Ermüdeten und „Angeätherten“ hatten auf Bänken, Stühlen und auf der Erde bald ein erwünschtes Lager gefunden, wobei den Soldaten wie den Studenten die Tornister als Kopfkissen dienten.

Nach und nach wurde es ruhiger; ich saß noch mit zwei Medizinern im traulichen Gespräch, — wir hatten übernommen, zur rechten Zeit zu wecken.

Punkt 5 Uhr wurde Allarm geschlagen, und in buntem Zuge — die Studenten trugen theilweise die Tornister und Gewehre — ging's unter ziemlich lautem Lärm zum Bahnhofe.

Dort angekommen, in heiterster Stimmung und nach den herzlichsten Begrüßungen fuhren und gingen Wehrleute und Studenten bald schon ihrer Bestimmung, dem Kriege und dem Kolleg und dem sicheren Katzenjammer entgegen.

*
*   *

Im Kloster der Franziskaner zu Metz herrschte reges Leben; die Speisesääle und Zellen waren zu Soldatenquartieren hergerichtet — 24er und 64er brandenburgische (theilweise berliner) Wehrleute tummelten sich auf dem großen Klosterhofe umher, wo Fleisch, Speck, Brot, Erbsen, Bohnen, Reis, Kartoffeln, Salz, Kaffebohnen, Branntwein, Rothwein und Liebescigarren abwechselnd zur Vertheilung gelangten. — —

Im allgemeinen ist die Verpflegung der deutschen Soldaten, wie sie vorgeschrieben ist, während der Mobilmachung und des Krieges, abgesehen davon, daß die vorgeschobenen Posten und Trupps manchmal gar nichts zu essen erhalten, ziemlich genügend, wenn auch gerade nicht, wie obige Auswahl zeigt, sehr reichhaltig. Im Frieden während des Kasernenlebens hört man hingegen viele berechtigte Klagen.

Doch auch in Frankreich gab es deren die Hülle und Fülle, denn die vorgeschriebenen Rationen wurden nicht immer eingehalten oder konnten nicht eingehalten werden, und oft genug war auch die Qualität der gelieferten Konsumartikel, dank der Ausbeutungsbegierde vieler Armeelieferanten, so gering, daß dieselben, wenn sie noch eben genießbar waren, in gesundheitsgefährlicher Weise bei den Soldaten manchmal einwirkten.

So waren die Cigarren durchweg schlecht; im Sommer mochten sie allenfalls im Freien zum Verjagen der Mücken gut sein, im Winter aber verstänkerten sie die Quartiere und die dunstigen Wachtstuben in ganz außerordentlichem Maße.

Das Fleisch war meist gut, doch erhielten die Soldaten wochenlang nur Hammelfleisch, dann wochenlang nur Rindfleisch und dann wochenlang nur Speck, der meistentheils von sehr untergeordneter Qualität und manchmal kaum genießbar war. Durch die so geringe Abwechslung wurde selbst das Fleisch den Soldaten oft genug widerwärtig.

Ebenso ging es mit den Hülsenfrüchten, mit der Graupe und dem Reis: wochenlang Erbsen — fortwährendes Laufen der Soldaten nach den Aborten; wochenlang Reis — ewiges Klagen wegen Verstopfung. Kartoffeln erhielt man ab und zu als sehr erwünschte Zugabe.

Der Kaffee war gut, auch die Quantität genügend.

Das Brot war hinreichend, aber den klimatischen Verhältnissen nicht angepaßt, da das schwere, schwarze Brot wohl gut verdaulich ist an den zehrenden Gestaden der Ost- und Nordsee, auch in den Niederungen Westfalens und am Niederrhein, doch in den sonnigen Gefilden der Champagne auf den Körper nicht besonders günstig einwirkt.

Branntwein und Wein waren geradezu ungenießbar. Wir fanden, daß der uns überreichte Wein meist aus Wasser, etwas Zucker und Heidelbeersaft und aus Blauholz, brasilianischem Farbholz, welches die Lohgerber gebrauchen, um Leder zu schwärzen, bestand; das gemahlene Blauholz fand sich als Satz in großer Menge in dem Weine vor! — —

An den grauen Mauern des Franziskanerklosters zu Metz hingen Soldatenwaffen und Kleider, — die armen Mönche, welche auf den ganz geringen Raum eines Hinterhauses angewiesen waren, blickten mit komischem Erstaunen auf den merkwürdigen Schmuck und das lebendige Treiben der hungrigen Wehrleute. Die derben deutschen Flüche, welche erklangen, wenn irgendeine Ration nicht nach Wunsch ausgefallen war, konnten die Mönche glücklicherweise nicht verstehen, sodaß wir keine besondere Besorgniß um das Gewissen unserer unfreiwilligen Hauswirthe zu haben brauchten. —

Wir zwanzig Nachkömmlinge hatten noch in dem Kloster Platz erhalten; der Lieutenant freute sich, uns vor der Abfaht von Metz „wiederzuhaben“, da am andern Tage die Reise in's Innere Frankreichs weitergehen sollte. Die Nacht in dem Kloster, welches schon seit mehreren Monaten durchziehenden Soldaten zum Obdach gedient hatte, war erschrecklich

— Unreinlichkeit und Ungeziefer regierten dort, Soldaten und Pfaffen hatten beide ihr Recht verloren, sie waren nur noch die Geduldeten.

Des andern Abends langten wir in Vitry le Français, unserem Bestimmungsorte, an und wurden dort den verschiedenen Landwehrkompagnien zugetheilt, die in der kleinen Festung und in der Umgegend lagen, um die Etappenstraße vor „Francstireurs“ und den nahen Garibaldianern zu schützen.

Der Exerzierdienst war gering, der Wachtdienst hingegen äußerst lästig und anstrengend.

Ich selbst wurde einer der Kompagnien zugetheilt, welche in der Stadt lagen, und erhielt mit einem berliner Kameraden ein Quartier in einem Kaufmannshause, in welchem die Herrschaft nach Belgien entflohen war und das unter der Aufsicht einer älteren Dienstfrau sich befand.

*
* *

Zwei Kompagnien des 64. Brandenburgischen Landwehrregiments standen auf dem schönen Marktplatz zu Vitry.

Es wurden die Wachmannschaften für den folgenden Tag eingetheilt und die Befehle ausgegeben. Eben wollte unser Korporal, ein biederer brandenburger Amtmann, uns entlassen, als der Feldwebel

meinen Namen rief und mir sagte, der Adjutant wolle mich sprechen; derselbe befinde sich inmitten der Offiziere, die unweit von uns zusammenstanden.

Ich nahm „Gewehr auf“ und ging auf die Offiziersgruppe zu in dem Gedanken, was ich denn „verbrochen“ haben möchte, daß mir solche Aufforderung zutheil werde. Zum Besinnen war aber nicht viel Zeit. Der Feldwebel hatte mir zugeraunt: „Sie sollen wahrscheinlich auf dem Bataillonsbureau schreiben helfen, es ist dort jetzt sehr viel zu thun.“

Da ich mir auch keines „Verbrechens“ bewußt war, hielt ich solche Ansicht für richtig.

Währenddessen war ich bei der Offiziersgruppe angelangt; außer den Offizieren meiner Kompagnie kannte ich keinen der Herren. Ich stellte mich deshalb in soldatisch-strammer Haltung vor meinen Kompagnieführer, der Premierlieutenant war. Dieser, ein Kaufmann aus Berlin, übrigens ein recht humaner Mensch, deutete mit einer Handbewegung auf seinen Nachbar, einen sechs Fuß langen, hagern Offizier, der Sporen an den Stiefeln trug und gleichfalls den Rang eines Premierlieutenants bekleidete. Ich wandte mich mit soldatischer Wendung zu diesem und blickte an demselben fragend empor.

Kein Wort sprach man in der ganzen Runde

— es mochten wohl acht Offiziere zusammenstehn. Alle Blicke waren auf mich gerichtet. Ich erwiderte dieselben stumm fragend, — der vorgestellte Soldat darf bekanntlich nicht reden, bevor er von seinen Vorgesetzten gefragt wird.

Mir wurde ganz unheimlich zu Muthe, als nach mehreren Minuten noch immer kein Wort laut wurde, mich aber Aller Blicke förmlich verschlangen. Ich glaubte, in die Gesellschaft von Irrsinnigen gerathen zu sein.

Mit einer merkbar unwilligen Kopfbewegung nach oben blickte ich den langen Adjutanten, der, wie ich nachher erfuhr, seines Zeichens ein Staatsanwalt aus L. war, nochmals fragend und dabei finster an, — da löste sich endlich die Zunge des hochedlen Herrn und er sprach die grenzenlos einfältigen Worte: „Wir wollten Sie nur einmal ansehn!“

Darauf wieder tiefes Schweigen.

Ich durfte mich nicht eher entfernen, als bis mir dazu der „Befehl“ gegeben war.

Wieder verging mehr als eine Minute. Endlich wurde es meinem Kompagnieführer doch zu toll — der staatsanwaltliche Adjutant hatte augenscheinlich die Kameraden unter der Fuchtel — und sich ermannend, sagte er: „Herr H., Sie können abtreten.“

Ich machte eine „ganze Wendung" und ging ruhig fort. Mein Zorn hatte sich gelegt, — es standen der oder die Anstifter einer solchen Komödie viel zu tief in geistiger und sittlicher Beziehung unter dem „Gemeinen", als daß ich mich über derartige Behandlung weiter ärgern sollte.

Diese Vorstellung auf offenem Marktplatze hatte übrigens das eine Gute, daß ich jetzt wußte, daß man mich von obenher überwachte, und daß ich deshalb mein Verhalten auch darnach einrichten mußte.

Sehr bald sollte ich den nähern Grund jener Vorstellung erfahren.

Ich hatte, wie schon erwähnt ist, im Norddeutschen Reichstage gegen die Kriegsanleihe vom November 1870 gestimmt. Von den Gegenparteien in meinem Wahlkreise war infolge dessen eine Adresse an den König von Preußen nach Versailles geschickt worden. Diese Adresse druckten die französischen Blätter ab, und es circulirte dieselbe gerade in jener Zeit in den Zeitungen.

Um den Lesern zu zeigen, welche herrlichen Blüthen der Afterpatriotismus damals bei vielen Deutschen trieb, will ich die Adresse hier wörtlich folgen lassen.

Der Uriasbrief lautet:

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König!

Allergnädigster König und Herr!

Die unterzeichneten Wähler des Kreises D. nahen sich Ew. Majestät, um gegen eine Abstimmung ihres augenblicklichen Reichstagsabgeordneten laut Protest zu erheben und ihr gegenüber von der Gesinnung des Kreises Zeugniß abzulegen.

Der derzeitige Abgeordnete des Kreises D., H., hat sich im Reichstage nicht entblödet, gegen die Bewilligung der zur Fortsetzung der Kriegsoperationen erforderlichen Geldmittel zu stimmen. Die Gründe zu dieser Abstimmung ergeben sich aus den Reden seiner, Gott sei Dank! außerordentlich wenig zahlreichen Gesinnungsgenossen. Dieselben verdrehen Ew. Majestät königliche Worte dahin, daß der Krieg gegen Frankreich nur gegen die Person des Kaisers Napoleon gerichtet gewesen, — sie scheuen sich nicht, einen Krieg, zu dem Ew. Majestät durch eine, in der Geschichte bisher beispiellose Frivolität und Frechheit herausgefordert wurden, einen Krieg, der unsererseits nur zur Vertheidigung der deutschen Lande und der Ehre und Würde seiner Vertreter angenommen und durchgeführt wurde, sie scheuen sich nicht, diesen gerechten Vertheidigungskrieg einen ungerechten Eroberungskrieg zu

nennen. Sie scheuen sich nicht, offen ihre Sympathien für das französische Volk und die gegenwärtigen französischen Machthaber, ihre Partei- und Gesinnungsgenossen, auszusprechen. Dem entsprechend wollen sie einen schmachvollen Frieden, unsere Armee soll umsonst ihr Blut verspritzt haben, der Feind soll nicht nur ungeschwächt bleiben, er soll sogar die geraubten deutschen Erlande, den Stützpunkt seiner bisherigen frechen Angriffe, behalten, unsere siegreichen Heere sollen ruhmlos das Feld räumen und das, was sie in gerechtem, heißem Kampfe wiedergewonnen haben, dem geschlagenen Feinde zurückzugeben.

Alles das soll dadurch erreicht werden, daß man unsern siegreichen Heeren die ferneren Existenzmittel entzieht. Während jeder Deutsche Gut und Blut daran setzt, seinen Brüdern werkthätig beizustehen, wollen diese Bundesgenossen der französischen Republik unsere Brüder durch die Noth zu einem schimpflichen Rückzuge, Ew. Majestät zu einem schimpflichen Frieden zwingen, Deutschlands Grenze soll schwach bleiben, die französische Republik triumphiren.

Majestät!

Es treibt uns die Röthe der Scham in's Gesicht, daß aus der Wahlurne unseres Kreises

der Name eines Mannes hervorgegangen ist, der in dieser Weise Deutschlands wahres Wohl verkennen konnte. Wir fühlen uns deshalb gedrungen, es auszusprechen, daß die Abstimmung dieses Mannes nicht die wahre Gesinnung unseres Kreises repräsentirt, daß vielmehr die Bevölkerung unseres Kreises sich mit Abscheu von solchen Gesinnungen abgewendet. Wir sind fest überzeugt, daß die Wähler des Abgeordneten H. niemals ihm ihre Stimme gegeben haben würden, wenn sie eine solche vaterlandsverrätherische Abstimmung hätten voraussehen können.

Ew. Majestät aber bitten wir in unwandelbarer Ehrfurcht und Treue auf dem bisher eingeschlagenen Wege zu beharren zum Wohle des Vaterlands; unser Dank, unser Jubel wird Ew. Majestät begleiten.

Ew. Majestät treugehorsamste Wähler
des Kreises D."

Also, die Herren Offiziere wollten einmal einen „Vaterlandsverräther" sehen, einen Sozialisten, der zugleich Freund der jammervollen französischen Bourgeoisrepublikaner sein sollte, — das verarge ich den Herren wahrlich nicht, daß sie sich einen solchen monströsen Menschen einmal anschauen wollten; aber die Ausführung war so

ungemein kindisch, daß man solchen Schwabenstreich bei erwachsenen Männern nicht für möglich halten dürfte.

* * *

Ich stand in den Mittagsstunden auf Posten vor dem Lazareth, welches an einer der Hauptstraßen Vitry's lag.

Der Waffenstillstand war geschlossen und infolgedessen die sogenannte Haute-volée des Städtchens aus Belgien und aus Paris zurückgekehrt. Außer mit meinen Kameraden hatte ich nur Bekanntschaft mit einem Elsasser geschlossen, der in Vitry ein kleines Geschäft besaß. Wenngleich man denselben eigentlich nicht einen politisch gebildeten Mann nennen konnte, so besaß er doch den den Franzosen eigenen Instinkt, der ihn schnell in die Zeitfragen einweihte. Monsieur S. hielt meine Bekanntschaft sehr hoch und — was ich erst später erfuhr — er ging noch mit derselben, wie mit seinen übrigen Waaren, vielfach hausiren. — —

Ich hatte sonst nicht bemerkt, daß die Straße, auf welcher ich den Wachtdienst ausübte, von Spaziergängern sehr belebt gewesen wäre; an dem Tage aber wimmelte es dort von elegant gekleideten Franzosen und Französinnen.

Das lebendige Treiben vertrieb mir die Lange-

weile; nach einiger Zeit erst bemerkte ich, daß ich selbst der Anziehungspunkt für die Promenirenden war. Lorgnons und allerlei Kneifer wurden auf den einfachen Landwehrmann gerichtet; graziöse Verbeugungen, Grüße aller Art, die er nicht erwidern durfte, wurden ihm zu Theil.

Ich schüttelte unmuthig den Kopf. Mir wurde es klar, daß ich es hier mit einem ebenso taktlosen Vorgehen von Seiten der Franzosen zu thun hatte, als jenes war, welches der Adjutant in Scene gesetzt hatte. Der elsässische Hausirer hatte augenscheinlich ohne mein Wissen mich den Bewohnern Vitrys durch allerlei Erzählungen vorgestellt, er hatte die Adresse kolportirt und so den durchaus falschen Schein hervorgerufen, als wenn ich ein einseitiger Franzosenfreund, ein Hasser meines eigenen Landes sei. Die deutsche Bourgeoisie und vor allem jene Adressenmacher mögen aus solchen Vorkommnissen ermessen, wie elend ihre Handlungsweise war.

Daß die deutsche Armeeleitung von jenem Uriasbriefe allerdings Notiz genommen hat, geht aus jener adjutantischen Vorstellung hervor, auch daraus, daß ich in der ersten Zeit niemals zu irgend einem Transport verwandt wurde, daß ferner das Regiment allwöchentlichen Bericht über mich einfordern ließ. Aber einen weiteren Gefallen hat man den Adressenmachern nicht erzeigt. Auch war meine

Haltung derart, daß man mir auch nur unter dem Scheine des Rechts nicht einmal ankommen konnte.

Wie ich schon bald erfuhr, hatte man sich von Seiten der Vorgesetzten überzeugt, daß ich mich in keine Konspirationen mit den französischen Bourgeoisrepublikanern einließ, daß ich auch keinerlei Lust hatte, zu den Garibaldianern, die einige 20 Meilen von uns standen, überzulaufen, so daß die Ueberwachung aufhörte und ich mehrfach auf Kommando mit nach Rheims, Metz und Nancy geschickt wurde.

* * *

In unsern Quartieren fanden wir große Reinlichkeit und eine durchweg freundliche Behandlung; ich will nicht untersuchen, inwiefern die letztere durch Furcht bedingt wurde. Konnte man sich nun vollends, wenn auch nur ganz nothdürftig, mit seinen Quartiergebern verständigen, schlug man keinen bramarbasirenden und franzosenfresserischen Ton an, dann hatte man sehr schnell die Herzen der Leute erobert.

Es ist geradezu eine Infamie, das französische Volk des Chauvinismus zu beschuldigen. Diejenigen Deutschen, welche das thun, gehören durchweg den sogenannten besseren Ständen an; wenn sie vom deutschen Volke sprechen, so meinen sie sich

selber, sprechen sie vom frauzösischen Volke, so meinen sie die besseren Stände in Frankreich — und dann haben sie recht. Diesseits und jenseits des Rheins finden wir bei diesen Ständen die traurige Krankheit des Chauvinismus — das Volk aber, das arbeitende und aufstrebende Volk, die Männer der Arbeit und die Männer der Wissenschaft und der Wahrheit, sie sind auch in Frankreich nicht von solcher Krankheit befallen.

Es ist eben eine höchst bezeichnende Erscheinung, daß die herrschenden Klassen sich einfach mit dem Volke identifiziren und somit die ungeheure Majorität der Menschheit vom Volke auszuschließen; bezeichnend deshalb, weil trotzdem der heutige Zustand als ein normaler, als ein „volksthümlicher" von ihnen hingestellt wird. — —

Daß manche Quartiergeber in Frankreich mit Recht über die deutsche Soldateska sich beklagten, wird von keiner Seite geleugnet, da der Siegesübermuth der Deutschen in Frankreich sehr bald eine große Rolle spielte, der dann, mit Wein und Branntwein getränkt, vielfach in Vandalismus ausartete und schonungslos manches Kunstwerk vernichtete.

Jedoch, der Krieg entschuldigt alles — dies ist wenigstens die Meinung der in der Politik herrschenden Richtung. —

In dem Quartier, in welchem ich zuerst in Vitry „lag", waren vor uns Altbayern gewesen; die Hausmeisterin hatte nicht geringen Schrecken, als ihr neue Einquartierung angemeldet wurde. Wir verständigten uns aber schnell in Bezug auf Essen und Lagerstätte. Als mein Kamerad, ein berliner Anstreichermeister, und ich einige Tage in dem hübschen Kaufmannshause verweilt hatten, wurde unsere Wirthin gesprächiger und zeigte uns die bis dahin verschlossenen Stuben; auch holte sie eine Flasche guten Rothweins — aus dem Garten, wo sie ihn versteckt hatte.

Bei Besichtigung der Räume fiel uns in dem Saale ein marmorner Kamin auf, der mit Kolbenstößen vielfach traktirt worden war, so daß die Marmorplatten zersprungen und Ecken und Stücke abgebröckelt waren. Die letzte Einquartierung hatte ihrem Heldenmuth freien Lauf gelassen.

Die Franzosen kannten übrigens die einzelnen Volksstämme ziemlich genau, die sie nach ihrer Bildung und ihrem Betragen rangirten. So waren die hellblauen Bayern sehr gefürchtet; man sprach allerdings von Ausnahmen (jedenfalls Pfälzer und Franken), doch seien ihrer nur wenige gewesen; dann bezeichnete man uns die preußische Infanterie, welche weiße und gelbe Achselklappen trug (Preußen, Pommern, Schlesier, Polen), als besonders miß-

liebig, während die blauen Achselklappen (Rheinland und Westfalen) und die größere Anzahl der rothen (Provinz Sachsen und Brandenburg) beliebt waren. Auch die Truppen des Ober- und des Mittelrheins, dann die Hanseaten, Holsteiner und besonders noch die Truppen aus dem Königreich Sachsen erfreuten sich in ihrer Mehrheit bei den Franzosen eines guten Rufs.

Unsere brandenburger Landwehrkompagnien, unter denen sich viele Berliner befanden, lebten mit der Einwohnerschaft von Vitry und Umgegend auf sehr gutem Fuße, wodurch das Wirthshausleben sich auch recht gemüthlich gestaltete. Die Franzosen gaben den Wehrleuten Unterricht im Billardspielen, die Wehrleute wollten den Franzosen das ächt deutsche Kartenspiel „Schafskopp“ beibringen. Beide Lehrerschaften hatten entschieden Pech: das feinere Carambolagespiel wollte den kegeltreffenden biederen Brandenburgern nicht in den Kopf oder besser, in die Finger, während die pfiffigen Franzosen vom deutschen „Schafskopp“ erst recht nichts wissen wollten.

Lehrer und Schüler aber vertrugen sich, wie ich schon gesagt habe, recht gut, und da das Bier, der Wein und der Cognac in den Kneipen besser war, als der den deutschen Soldaten gelieferte, so harmonirte man allseitig in der Vertilgung dieser Getränke

Nach einigen Wochen wechselten wir mit unseren Kameraden ab; die in der Kaserne lagen, — sie bezogen die Stadtquartiere, und wir rückten in die Kaserne, in ein großes Gebäude, welches im Jahre 1793 von der französischen Republik errichtet worden war. Ueber dem Eingange las man in Stein gehauen mühsam die Worte: Liberté, Egalité, Fraternité. Dieselben hatten den Stürmen der Zeit bis dahin muthig Stand gehalten.

Ein wunderliches Gefühl überkam mich, als ich beim Einzuge jene glänzenden Worte las.

Freiheit — ja Freiheit bei der preußisch-deutschen Soldateska! Acht Tage strenger Arrest belehren den Freiheitsdurstigen gar eines andern.

Gleichheit — nirgends und besonders nach einer Mobilmachung, ist der Unterschied zwischen den einzelnen „Ständen" so groß, als bei dem Militär. Schon der Unterschied in den Ansprüchen, welche Offiziere und Gemeine bei dem Logis und bei der Verpflegung machen können, verkündet keinerlei Gleichheit; diese Kluft wird aber noch erweitert durch den Unterschied im Traktement, der „im Felde" zwischen einem „Gemeinen" und beispielsweise einem Hauptmann auf circa 450 Mark monatlich sich beläuft.

Und nun erst die ideale Gleichheit — befehlen und gehorchen! Wehe Demjenigen, der aus „Gleich-

heitsgefühl“ ein Widerwort gibt oder sich gar dem Offizier thätlich widersetzt — langjährige Festungsarbeit oder die Kugel heilen ihn von seinem Gleichheitswahne!

Brüderlichkeit — doch davon will ich ganz schweigen — — ich will nicht der Liebediener unter den Soldaten gedenken, die, um sich bei den Vorgesetzten einzuschmeicheln, ihre Kameraden bei den geringsten Vorkommnissen anschwärzen oder verrathen.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — in der Kaserne! — Und dennoch prangten die herrlichen Worte über dem Kasernenthor. Sie waren 1793 eingemeißelt worden, sie waren aber auch in den achtzig Jahren verwischt und zerbröckelt; und wie Wind und Wetter über den Stein hingebraust sind, so ist auch die Reaktion hingebraust über den großen, revolutionären Gedanken, der in jenen Worten enthalten ist. — —

Eingegraben aber werden die Worte einstmals an allen öffentlichen Gebäuden, eingegraben tief mit ehernem Griffel; sie werden nimmer dann durch die Wogen der Zeit ausgelöscht werden, weil sie gleichfalls in den Herzen aller Völker des Erdballs wohnen werden, — niemals aber kann ein undankbares Geschlecht dann noch erstehen, welches das

Symbol der Menschenliebe der Vernichtung preisgibt. — — —

Und doch herrschte Freiheit in der Kaserne, — die Freiheit, welche sich eine zahllose Schaar kleiner, blutdürstiger Bestien herausnahm, den armen Landwehrmann auszusaugen, im Schlafe zu stören und ihm allerlei Plagen zu bereiten.

Und auch die Gleichheit war zu finden. Vierzehn Tage lang erhielten wir jeden Mittag Rindfleisch mit Reis — egal — egalité — Gleichheit!

Und selbst die „Brüderlichkeit“ war vorhanden. Rührend war es, zu beobachten, wenn bei einer Kücheninspektion die sogenannten „Küchenhammel“ den inspirenden Offizieren eine kräftige Bouillon darreichten, während der Reisbrei ihrer Kameraden, ihrer Brüder, nichts weniger als kräftig war. Diese Brüderlichkeit fand einmal einen sehr „treffenden“ Ausdruck, als nach der langen Reiscampagne der Küchenzettel einmal Klöße vorschrieb, welche aus den verschiedensten Mehlüberresten mit großer Kunst zu steinharten Bällen fabricirt worden waren.

Der brandenburgische Landwehrmann ist gutmüthig, auch sehr anspruchslos, das hatte ich längst gemerkt, aber Steine statt der längst erwarteten Klöße, das war doch zu stark. Und nicht lange währte es, so sah man von allen Seiten die „Steinbälle“ über den Kasernenhof nach der Küche fliegen.

Wohlgezielt, in weitem Bogen, senkten sie sich bombengleich mit Wucht auf den Kopf oder den Nacken eines sich zeigenden Küchenhammels.

Dem dienstthuenden Feldwebel, der dem „Unfuge" ein Ende machen wollte, schlug eine gutgezielte Bombe die dicke, unheilschwangere Briefmappe aus der Hand, und der inspicirende Hauptmann Sch., wohlbekannt in der ruppinschen Bilderbogenfabrik, konnte trotz seines gezogenen Degens keine Ordnung in die Bataille bringen.

Endlich gelang es ihm, sich Bahn zu brechen zu einer Gruppe von Wehrleuten, unter denen auch ich mich, zum Ausgehen gerüstet, befand. Wir zeigten ihm einige Näpfe voll des herrlichen Gerichts und luden ihn zum Essen ein. Ich freue mich noch immer über das Gesicht, welches der Herr beim Einbeißen in einen solchen kieselharten Kloß schnitt — die Gaumen der verehrten Herren Landwehroffiziere waren sehr verwöhnt.

Zwei Leute hatte der Hauptmann zur Wache schon bringen lassen, um sie wegen Unfugs bestrafen zu lassen; die steinharten Klöße aber machten sein Herz weich, und er entließ die Inhaftirten.

Nachträglich hörte ich übrigens, daß der Hauptmann Sch. selbst die Anleituug zur Klößebereitung gegeben hatte.

Lange noch hieß die Affaire im Soldatenmunde: das Kloßbombardement von Vitry. — —

Am meisten wurden wir durch die vielen Wachen gequält, die meiner Ansicht nach nirgends unnöthiger waren, auch vom militärischen Gesichtspunkt aus betrachtet, als in Vitry.

Nur einmal kam ein interessanter Fall vor. Ein älterer französischer Bauer und sein junger Sohn wurden durch die Patrouille auf eine Wache geführt, weil sie einen deutschen Unteroffizier mit Steinwürfen und dann mit dem Messer angegriffen haben sollten. Wunden hatte der Unteroffizier nicht. Mühsam nahm der wachhabende Unteroffizier ein Protokoll auf, welches ich ihm theilweise diktirte. Mich interessirte besonders der jugendliche, kaum sechszehnjährige bildhübsche „Verbrecher", der übrigens konsequent leugnete, einen Angriff auf den Ankläger gemacht zu haben.

Nach drei Tagen wurde ich mit einem andern Gefreiten bestimmt, die beiden Gefangenen nach Nancy zu transportiren.

Auf der Eisenbahn unterhielt ich mich mit unseren Gefangenen besonders über den Vorfall, welcher den Transport nöthig machte. Immer mehr gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß eine Verwechslung vorliege; ich gab dieser meiner Vermuthung auch bei der Ablieferung entsprechenden Ausdruck.

Nach einigen Tagen hörte ich zu meiner Freude, daß der Jüngling schon wieder entlassen sei, während sein Vater nur noch aus „taktischen“ Gründen in milder Haft gehalten werde.

Wie oft mögen Verwechslungen vorgekommen sein, die eine nicht so günstige Lösung fanden! —

Als ich von Nancy zurückkam, war ein grenzenloser Jubel in der Kaserne — die Nachricht war eingetroffen, daß der Friedensschluß erfolgt sei. Der Jubel hatte nichts zu thun mit den „Errungenschaften“ Deutschlands, er galt allein der Heimkehr zu Weib und Kind, zu Mutter und Vater und dem Gedanken, bald wieder den Rock der „Gleichheit“, die Uniform ausziehen zu können.

*
* *

Das war eine schwere Geburt. Der Leser darf nicht erschrecken, ich will keine naturwissenschaftliche Schilderung hier zum besten geben, es handelt sich lediglich um die arme Stadt Vitry, welche ihre deutschen Soldaten gar nicht loswerden konnte.

Der Eisenbahnzug stand auf einem Nebengeleise, das Bataillon war „eingeschifft“, die Offiziere rannten auf dem Perron unruhig hin und her, — eine Stunde warteten wir; die Soldaten sind an das Warten gewöhnt, wir schwelgten auch schon im

Vorgefühl des baldigen Wiedersehens in der lieben Heimat, und so sah man nur fröhliche Gesichter.

Die zweite Stunde verrann, — die Offiziere liefen noch hastiger auf dem Perron auf und ab, die Soldaten verließen schon einzeln die Coupées und forschten nach der Ursache, weshalb der Zug sich nicht regte; sonst aber waren sie noch sehr gemüthlich.

Die dritte Stunde marschirte der zweiten nach in's Reich der Ewigkeit, — die Offiziere liefen immer eifriger auf dem Perron umher, und der Zug wollte nicht fort; die Soldaten murrten und griffen zur Flasche.

Die vierte, die fünfte Stunde, sie verflossen; die Offiziere hatten sich müde gerannt, die Soldaten fluchten. — Da erklang der Ruf des Kommandeurs: „Aussteigen! — Zurück in die Quartiere!“ —

Mißmuthig und ärgerlich gingen die Wehrleute zurück, — die Fahrgeleise waren mit anderen Zügen besetzt, und wir mußten wieder in die gute Stadt Vitry zurück, in welcher nun neben uns Bayern und Württemberger in großer Anzahl lagen. Die bayrischen Kanoniere waren aus Franken, aus der Nähe von Nürnberg, recht nette, anständige Leute, die nichts mit den „blauen Teufeln“ gemein hatten, welche so sehr von den französischen Einwohnern gefürchtet wurden. Die Württemberger

waren gleichfalls recht gemüthliche Kerle, so daß wir uns mit denselben die zwei Tage, die wir noch warten mußten, sehr gut vertrugen.

Auf die preußische Linie und Garde, besonders auf die preußischen Offiziere, waren die Bayern und Württemberger nicht besonders gut zu sprechen; sie klagten über den Dünkel, der so vielfach bei einzelnen Gliedern der preußischen Armee auch im gesellschaftlichen Umgange zu bemerken gewesen sei. Ich habe bayrische Soldaten gesprochen, welche die Affaire bei Orleans mitgemacht hatten, und die mir erzählten, daß sie von einzelnen norddeutschen Kameraden des Rückzugs halber verspottet worden seien, — dabei fielen Ausdrücke, die ich hier nicht wiedergeben mag, die aber bewiesen, daß in dem Augenblicke jene bayrischen Soldaten lieber auf die „windbeuteligen Preußen" losgeschlagen hätten, als auf die Franzosen. — — —

Endlich war die Stunde da! Unter donnernden Hurrahs setzte sich der Zug langsam in Bewegung.

Auf der nächsten Station hörten wir, daß in Paris Revolution ausgebrochen sei. Mir war die Situation klar; ich hatte mich im Laufe der Zeit in den französischen Zeitungen leidlich informirt.

Die Commune wurde vorbereitet.

Die Wahlen zur Nationalversammlung waren

zu Gunsten der reaktionären ländlichen Bevölkerung ausgefallen — Versailles war deshalb zum Sitze der Regierung ernannt worden.

„Paris und Freiheit!“ — das war zuerst der Gedanke, welcher das Volk zu den Waffen rief; aus diesem Gedanken heraus entwickelte sich dann nach und nach die festere Idee der Volksregierung, der sozialen Republik, im Gegensatze zu der aristokratischen Geldsacksrepublik. — —.

Als die Wehrleute vernahmen, daß in Paris Revolution sei, waren sie zuerst verdutzt, — sie glaubten, daß sie nun noch länger in Frankreich bleiben müßten, um die Commune niederwerfen zu helfen; doch der schrille Pfiff der Lokomotive befreite die Herzen von dem erneuten Drucke, und der Zug dampfte gen Straßburg zu. Dann ging es rheinabwärts nach Mannheim und über Nordhausen nach Berlin, — niemand kannte bis dahin die Bestimmung des Bataillons, jeder glaubte, daß die Auskleidung in Berlin erfolgen würde.

Doch es kam anders. In früher Morgenstunde fuhren wir auf der Verbindungsbahn vom anhalter Bahnhof nach dem hamburger, und in einer Stunde hielt der Zug in Spandau.

„Aussteigen!“ — Wir sahen uns verblüfft an; wir hatten nämlich geglaubt, als wir uns auf der berlin=hamburger Bahn befanden, daß wir nach

Neu-Ruppin — dem Orte, wo das Bataillon stationirt war — zum Auskleiden befördert werden sollten.

Spandau — Quartierbillette — was sollte das heißen?

Bald erhielten wir Gewißheit; wir waren zum Wachtdienst bei den gefangenen Franzosen, die dort in großen Baracken lagen, kommandirt worden. — Ungeheurer Mißmuth zeigte sich auf den Gesichtern der biederen Wehrleute, die wonnetrunken den fast unerträglichen Transport von Vitry nach Spandau — fünf Tage und fünf Nächte zehn Mann mit Gewehren und Gepäck in einem Coupée dritter Klasse — ausgehalten hatten, in der Hoffnung, Weib und Kind bald an's treue Herz drücken zu können.

Diese Täuschung wirkte übrigens derart niederschlagend auf das sonst wohldisziplinirte Landwehrbataillon, daß die Bande der militärischen Ordnung täglich lockerer zu werden und zu reißen drohten.

Die sogenannten Wachtparaden fanden zuerst auf dem Marktplatz zu Spandau statt, doch hörte man da, besonders eines Mittags während eines derben Schneegestöbers, Aeußerungen und laut schallende Schreie des Mißmuthes, daß fernerhin diese „Paraden“ auf einem geschlossenen Kasernenhofe stattfinden mußten, um der Bürgerschaft die

Zerfahrenheit im Bataillone nicht vor die Augen zu führen.

Fast die Hälfte der Kompagnie war fortwährend auf Wache, ein Theil war beurlaubt, ein Theil beurlaubte sich selbst, und wenn beim Namensaufruf eines solchen „Selbsturlaubers“ seine mitwissenden Freunde nur schnell und laut genug riefen: „Ist auf Wache!“, so konnte dieser „Deserteur“ in Berlin sicher sein, daß kein Vorgesetzter seine Abwesenheit von Spandau merkte. — —

Die gefangenen Franzosen waren mitunter sehr nette Kerle, und sie konnten sich auch sicherlich über die brandenburger Wehrleute nicht beklagen.

War manchmal so ein Querkopf da, der gerade an Weib und Kind zu Hause dachte und den Gewehrkolben etwas zu fest auf den Boden stieß, so glaubte der arme Franzos, der ihm zunächst stand, daß er etwas Böses verbrochen habe, was bei dem bärtigen, „deutschen Bruder“ ein solches Mißbehagen hervorrufe.

Doch sehr bald wurde er eines Besseren belehrt; der Wehrmann schaute sich um, ob auch die „Luft rein“ sei, langte seinen Schnapsbuddel hervor, nahm einen kräftigen Schluck und rief mit unnachahmlicher Geberde: „Bruder Parlewuh, auch trinken?“ Bruder Parlewuh ließ sich das nicht zweimal sagen, er vergaß eilig das Klirren des

Gewehrkolbens, er vergaß ebenso eilig seine Angst und hüpfte noch eiliger zu seinem „deutschen Bruder“ hin, dem er dann auch brüderlich den größten Theil des Buddels austrank; für diese französische Unverschämtheit erhielt er nun einen ziemlich unsanften, aber gut gemeinten Klaps. Dann zog der Parlewuh türkischen Tabak aus der Tasche und drehte eine Cigarrette, die er graziös seinem „deutschen Bruder“ überreichte und verschwand schnell mit einigen tollen Kapriolen.

Ausgezeichnete Angler waren die Franzosen; sie zeigten an den Festungsgräben, welche durch die Spree gespeist worden, ihre Kunst in erstaunlicher Weise; aber ebenso gute Köche waren sie auch. Ich habe mehrere Mal mit ihnen die schnell gefangenen und schnell zubereiteten Fische gegessen und mich dann recht sehr über das muntere Wesen dieser meiner Klienten gefreut, welches sich oft genug in überaus herzlicher Weise kund that. Auf einem der Forts, wohin ich zweimal zur Wache kommandirt wurde, lagen viele Südfranzosen und mehrere recht gebildete Leute aus Lyon.

Als ich denselben begreiflich machte, daß ich ein Gegner der Kriege sei, als ich dann sogar die Marseillaise summte, da war des Jubels kein Ende, und ich mußte alle Energie aufbieten, die Kinder des Südens zu beruhigen, damit nicht so ein schnurr-

bärtiger Herr des Nordens unserer Freude ein jähes Ende zu bereiten Gelegenheit nehmen konnte.

Eins nur dauerte mich immer. Die Kälte war so strenge und ging so weit in den Frühling hinein, daß die armen Südländer manchmal mir erschienen, wie die voreilige Schwalbe, welche bei Schneegestöber schutzverlangend Eingang in ein rußiges Bauernhaus sucht.

In den Baracken war es erschrecklich dumpf — uns waren die Wachen schon so peinlich, daß wir unsere „französischen Brüder“ immer bedauerten, daß sie die ganze Zeit in solcher verpesteten Luft verweilen mußten. Draußen war aber oft eine Kälte, oder es herrschte ein Schneegestöber, daß wir uns kaum in unsern schweren Mänteln heraus wagten. — — —

Hierbei will ich nicht unerwähnt lassen, daß die preußischen Barackenoffiziere, also die Herren, welche die Ueberwachung oder „du jour“ hatten, human und vernünftig waren, sodaß den gefangenen Franzosen sowohl, wie den ebenfalls nicht freien Wehrleuten manche Erleichterung vergönnt war. —

Endlich nahte die glückliche Stunde der Trennung. Abtheilung auf Abtheilung von französischen Kriegsgefangenen wurde nach der Heimath entlassen; sie verstärkten die versailler Armee, um gegen ihre pariser Brüder zu kämpfen.

Diese armen Teufel waren in der langen Ge-

fangenschaft vollständig ununterricht geblieben von den Verkommnissen in ihrem Heimathlande; sie kamen in zerfetzten Lumpen nach Versailles, sie erhielten neue Kleidung, Löhnung, Wein — und nun drauf auf die pariser Communards, welche die Republik zerstören wollen!

Vive la Republique! Unter diesem Rufe stürmten diese Aermsten gegen die wahre Republik, gegen die Volkssache an. — — —

Unser Bataillon erhielt nun Ordre, nach Neu-Ruppin zu „reisen". Bis Neustadt ging's auf der Eisenbahn; dort wurden wir von den Bauern mit Wagen abgeholt zu unseren Nachtquartieren und anderen Tags hatten wir noch 2 Stunden weit mit Gepäck zu marschiren. Das ging uns sauer genug an.

Des andern Tages gaben wir auf der Kammer zu Neu-Ruppin unsere Sachen ab und wurden mit einem Führungsattest entlassen. Am Abend war noch von den Bürgern der Stadt eine Kneiperei und ein Ball veranstaltet, doch ging es dabei recht langweilig zu, weil man den Landwehrleuten von allerlei Heldenthaten vorfaselte, die sie nicht „verbrochen" hatten und von denen sie auch nichts wissen wollten. — Ich war froh, als ich im Bette lag.

Am folgenden Tage reiste ich nach Berlin in Civilkleidern — glücklich, das kriegerische Gewand entgiltig abgelegt zu haben. —

Im Herbst 1871 wurde ich noch zur Kontrolversammlung beordert. In dem großen Exerzierschuppen am Kaiser-Franz-Grenadierplatz zu Berlin, dicht neben der „Allgemeinen deutschen Assoziations-Buchdruckerei“, wurde ich zum Landsturm entlassen und aufgefordert, mir die Verdienstschnalle in einigen Wochen abzuholen.

Das that ich nicht — und das war meine letzte militärische That. — — —

* * *

„Erinnerungen aus dem Soldatenleben“ — so lautet der Titel der Betrachtungen, die ich dem freundlichen Leser vorgeführt habe — ich hoffe, daß ihm manches in den Ausführungen gefallen haben wird; mehr aber noch hoffe ich, daß er, trotz der manchmal humoristischen Anschauungen, mit denen ich diese Skizzen zu würzen versucht habe, vor dem Soldatenleben selbst einen gründlichen Widerwillen erhalten haben möge. Ich sagte, daß das Nichtabholen der Verdienstschnalle meine letzte militärische That gewesen sei — das war ein Irrthum, da jedenfalls meine letzte, und am Ende auch meine beste militärische That die Aufzeichnung dieser meiner militärischen Erinnerungen ist.

# Eine entscheidende Reichstagssitzung.

## 1.

Es war ein prachtvoller Maimorgen. Auf der Terasse seines Landhauses saß der Partikulier Bethmann bei dem Morgenimbiß. Ueber sein gutmüthiges, etwas feistes Gesicht zog ein zufriedenes Lächeln, als aus den geöffneten Fenstern eine helle hübsche Mädchenstimme, von den Klängen eines Pianos begleitet, zu ihm drang.

„Die Wetterhexe, die Else, immer munter, immer brav; sie ist meine ganze Freude," so sprach Herr Bethmann mit einem gewissen Vaterstolz vor sich hin. Doch gleich darauf umwölkte sich sein Gesicht, als ob böse Gedanken ihn plötzlich überfallen hätten.

Er saß eine Zeitlang sinnend da, während die Vögel im Garten mit der Else um die Wette musicirten.

Da hörte man einen raschen Schritt; ein junger Mann trat aus dem Hause durch die Glasthür auf die Terasse und näherte sich Herrn Bethmann mit einem herzlichen: „Guten Morgen, lieber Vater!"

„Guten Morgen, Edmund,“ klang es etwas gedehnt zurück; „wie kann man nur an solchem herrlichen Maientage so lange im Bette bleiben?“

„Aber Vater!“

„Nun ich sehe schon, daß Du die Nacht wieder durchschwärmt hast, wo soll das hin! Ich will noch nichts von dem Gelde sagen, welches Du so leichtsinnig durchbringst, obwohl mir die Summen doch fast zu hoch erscheinen, aber Du ruinirst Deine Gesundheit, Edmund, und du bist mein einziger Sohn; außerdem solltest Du Dir auch irgend eine Stellung selbst erwerben, Du solltest ein Geschäft anfangen — ich selbst habe früher eifrig den Hammer schwingen müssen; diese völlige Unthätigkeit muß Dir doch selbst unerträglich werden.“

„Ich unthätig?“ warf der zwanzigjährige Jüngling etwas erregt ein und seine vom Nachtschwärmen bleichen Wangen rötheten sich. „Ich unthätig? Hat doch unser Rothfuchs noch beim gestrigen Wettrennen gesiegt und ich selbst habe ihn zum Erstaunen aller Cavaliere geritten. Was soll ich denn arbeiten? Du sagst ja jeden Augenblick selbst, daß wir Geld genug hätten; was sollten meine Freunde, Baron von Werder und besonders der junge Graf von Hohenberg, dazu sagen, wenn ich jetzt noch irgend ein Geschäft erlernen wollte? Papa, das kann

Dein Ernst nicht sein; Du freust Dich ja immer, daß ich solch' vornehmen Umgang habe."

Herrn Bethmanns Stirne entwölkte sich, er reichte dem Sohne die Hand und sagte nur noch: „Edmund treib es nur nicht zu arg, damit Deine Gesundheit nicht leidet."

Hiermit hatte das gewöhnliche Morgengespräch, welches nun schon längere Zeit in ganz ähnlicher Weise täglich geführt wurde, ein Ende.

Edmund schlenderte, ein lustiges Liedchen trällernd, den Ställen zu, gab seinem vertrauten Reitknecht einige Aufträge, ließ sich ein Pferd vorführen und ritt darauf langsam der nahegelegenen Stadt zu.

---

## 2.

Düsseldorf ist eine schön gebaute Stadt mit reichen Parkanlagen; früher die Residenz eines preußischen Prinzen, jetzt die des Fürsten von Hohenzollern, versammelt sie in ihren Mauern einen großen Theil des rheinisch-westfälischen Adels, dessen Söhne bei der Garnison meistentheils als Offiziere stehen. Außerdem aber ist Düsseldorf der Sitz der Particuliers, der reichgewordenen Fabrikbesitzer und Handelsherren, die sich vom Geschäft zurückgezogen haben und nun fern von dem unruhigen Treiben

des bergisch-märkischen Landes oder der kohlenreichen Ruhrdistrikte ihren Lebensabend im Kreise der Familie beschließen wollen. Die Begütertsten unter ihnen, wozu auch unser Herr Bethmann gehört, haben außerdem nach in der Nähe der Stadt einen Besitz, auf dem sie die Sommermonate verleben. Doch in den letzten Jahrzehnten ist auch Düsseldorf Fabrikstadt geworden und ein zahlreiches Arbeiterproletariat wohnt in den Vorstädten, in denen sich die Fabriken befinden. So sieht man gerade in Düsseldorf den schneidendsten Gegensatz von Reichthum und Armuth, von Nichtsthun und schwerer Arbeit, von Prassen und Entbehren.

Eilen wir nun durch die breiten Straßen und Alleen, durch die bunte auf- und abwogende Menge putzsüchtiger und geputzter Damen, die aus dem sogenannten Hofgarten, einer prächtigen am Rhein gelegenen Parkanlage, von der Morgenpromenade zurückkehren, und treten in eine engere Seitenstraße, welche meist von kleinen Handwerkern bewohnt wird, die dann den zweiten Stock ihres Häuschens an noch andere ärmere Familien vermiethen.

In einer solchen Miethswohnung saß am Fenster ein junges Mädchen, dem jetzt der Maimonat zum achtzehnten Male entgegenlächelte; eine muntere Schalkheit lag auf dem allerliebsten, von blonden Flechten umrahmten Gesichtchen, aus dem aber zwei

große dunkle Augen zuweilen recht ernst und fragend herausblickten, die dann auch der ganzen Erscheinung eine größere Bedeutung gaben. Das junge Mädchen war mit einer Stickerei emsig beschäftigt und schaute nur ab und zu nach der Kammerthüre, als wenn es erwartete, daß sich dort Jemand zeigen würde.

Diese Erwartung wurde auch bald bestätigt, als sich die Thür öffnete; eine ältere, etwas zierliche Frau, die man sofort als die Mutter des jungen Mädchens erkennen konnte, wurde sichtbar.

Die emsige Arbeiterin sprang rasch empor, eilte der Mutter entgegen und schloß sie in ihre Arme.

„Nun, mein armes Mütterchen, hast Du gut geschlafen? Du bist aber noch sehr schwach, und hättest mich rufen sollen, um Dir beim Aufstehen behilflich zu sein.“ Mit diesen Worten führte sie die auf der Genesung befindliche Mutter zu einem bequemen Rohrsessel und eilte dann in die Küche, um bald schon mit einer Tasse dampfenden Kaffees zurückzukehren.

Eben hatte sie die Tasse auf ein kleines Nähtischlein gestellt und dasselbe zur Mutter hinübergetragen, als auf der Treppe die raschen, festen Tritte eines Mannes laut wurden.

„Wer mag uns denu schon so früh besuchen, Agnes,“ warf die Mutter ein, als mit einer gewissen

Hast an die Stubenthür gepocht wurde. Kaum ertönte aus Agnes Mund ein leises „Herein,“ da wurde auch der Kopf unseres Bekannten, Edmund, sichtbar, der mit einem fröhlichen „Guten Morgen,“ das erröthende Mädchen in seine Arme schloß und dann zur Mutter eilte, welcher er die Hand reichte und sich angelegentlichst nach ihrem Befinden erkundigte.

„Du besuchst uns ja zu so ungewohnter Stunde, Edmund,“ sagte das junge Mädchen und blickte den Angekommenen mit ihren großen Augen fragend an.

„Ja, liebes Kind, es ist heute solch' prachtvolles Wetter und Papa hatte in der Stadt etwas zu besorgen, so daß ich mich erbot, herzureiten,“ antwortete der junge Mann, nicht im Geringsten über die Unwahrheit, die er sagte, erröthend. — Solche kleine Nothlügen sind eben in der höheren Gesellschaft vollständig erlaubt, da ohne dieselben kaum eine Möglichkeit friedlichen Umgangs mit einander sein würde. — „Nun wollte ich mich vorzugsweise nach Mamas Befinden erkundigen und freue mich daß es derselben verhältnißmäßig so wohl geht.“ Bei diesen Worten holte Edmund eine Flasche Tokaier unter seinem Rocke hervor und setzte dieselbe auf den Tisch, bedeutend, daß der Wein zur Stärkung der Genesenden dienen sollte.

Trotzdem wehrte das junge Mädchen ihm dies

und sagte: „Aber Edmund, ich wiederhole Dir, daß wir Nichts von Dir annehmen dürfen und wollen; wir stehen uns jetzt recht gut. Ich habe, Dank der Fürsorge Deiner lieben Schwester, eine bedeutende Kundschaft erhalten und Bruder Fritz ist seit einigen Wochen in der Kunheimschen Maschinenfabrik Werkmeister geworden."

Edmund aber entgegnete rasch: „Wie kannst Du so hart sein, es ist ja für Deine kranke Mutter."

„Wenn ich nur, ohne eine Unwahrheit zu sagen, Bruder Fritz, der doch unser Verhältniß nicht wissen darf, beschwichtigen könnte," sagte das Mädchen, „Fritz kennt keinerlei Rücksichten und wenn er hörte, daß wir uns liebten, so würde er fest darauf bestehen, daß Du sofort Deinen Vater davon in Kenntniß setzen müßtest — und das willst Du ja noch nicht," fuhr Agnes mit einem Seufzer fort. „Du meinst und gewiß wohl mit Recht, daß Du Deinen Vater erst langsam darauf vorbereiten müßtest; wenn ich mich nur Deiner Schwester Else anvertrauen dürfte, ich glaube, daß sie auf den Vater einwirken könnte."

Edmund aber rieth auch davon ab, indem er sagte, daß sein Vater, wenn er merkte, daß Einfluß auf ihn ausgeübt werden solle, um so starrer sein würde.

Die Mutter schnitt nun das Gespräch ab, indem

sie erklärte, daß sie des kleinen Geschenks halber, an welchem sie doch die liebenswürdige Aufmerksamkeit ihres zukünftigen Schwiegersohnes erblicke, bei ihrem Fritz schon eine Ausrede finden werde.

Edmund Bethmann mußte sich bald verabschieden, da Agnes das Mittagsbrod für den bald heimkehrenden Bruder bereiten wollte.

Unter innigen Küssen schied das junge Paar, während die Mutter sichtlich erfreut von dem Glücke, einen so wohlgebildeten, reichen, jungen Mann bald ihren Sohn nennen zu können, den Scheidenden in der herzlichsten Weise entließ.

---

3.

Edmund wandte seine Schritte nach dem nahegelegenen Hofgarten und ließ sich dort in einem Seitenwege, weniger den Blicken der Vorüberwandelnden ausgesetzt, auf eine Bank nieder. Es war ihm so beklommen, er wußte nicht recht warum. Der Eindruck, den gerade heute Agnes auf ihn gemacht hatte, war ein ungemein mächtiger.

Er kannte das Mädchen schon von Kindheit an; ihr Vater, der alte längst gestorbene Welter, war in der Fabrik seines Vaters an der Volme Werkmeister gewesen, die Kinder waren, weil die Fabrik

ziemlich weit von der Stadt entfernt lag, vielfach auf den gegenseitigen Umgang angewiesen, und Herr Bethmann fand dies auch ganz natürlich, da er seinen Meister Welter auch mehr als Freund, denn als Untergebenen ansah; die Bedürfnisse des emporgekommenen Fabrikherrn waren auch keine bedeutend größeren, als die seines Werkmeisters, nur daß er seinen Kindern einen besonderen Hauslehrer hielt und sie nicht in die Schule des nahegelegenen Dorfes schickte. Als der alte Welter plötzlich starb, und man redete von einem Unglück, von einer Brustquetschung in dem Maschinenraume, da waren die Kinder in dem Alter, wo sie sich doch trennen mußten; er, Edmund, sollte nun das Gymnasium zu Arnsberg besuchen und seine Schwester in eine Mädchenpension derselben Stadt gehen. Die Familie Welter aber hatte entferntere Verwandte in Düsseldorf, zu denen sie mit reichlicher Unterstützung seines Vaters gezogen waren.

Nachdem nun sein Vater die Fabrik verkauft hatte, war auch seine Familie nach ungefähr fünf Jahren an den Rhein gewandert und hatte sich gleichfalls in Düsseldorf niedergelassen.

Durch Zufall, als seine Schwester, um ein Weihnachtsgeschenk für den Vater zu verfertigen, eine geschickte Stickerin zur Anweisung brauchte, ward dieselbe zu Agnes Welter gewiesen und hatte

zu Hause jubelnd verkündet, daß sie ihre Jugendfreundin wiedergefunden habe.

So war auch er einmal, von Neugierde getrieben, indem er eine Bestellung der Schwester besorgte, in die Wohnung der Familie Welter gelangt. Wie von einem Zauber umstrickt, hatte das schöne Mädchen ihn, der doch seine Hand überall nur auszustrecken brauchte, um junge Damen sein eigen zu nennen, angezogen. Er wollte zuerst nur eine kleine Liaison anknüpfen, doch ein Blick ihres großen Auges genügte, ihm begreiflich zu machen, daß in solcher Weise nichts zu erhoffen war. Und doch konnte er nicht von dem Mädchen lassen: seine Liebe wurde ernsthaft und da er den Eindruck vollständiger Treuherzigkeit machte und gewandte Manieren zeigte, so dauerte es nicht lange, daß seine Liebe von der arglosen Agnes erwidert wurde, die viel zu hochherzig war, um von den Nebenmenschen nur irgend etwas Schlechtes zu denken, die aber neben ihrer Ruhe auch eine Leidenschaft der Empfindung besaß, welche sie selbst fast verzehrte und es ihr zur Unmöglichkeit machte, einen geliebten Gegenstand wieder von sich zurückzustoßen. Von dem ausschweifenden Leben ihres Geliebten erfuhr sie natürlich nichts in ihrer Zurückgezogenheit.

Edmund hatte im Grunde genommen ein gutes Herz; es gab Stunden, wo es ihm heiliger Ernst

war mit der ehelichen Verbindung mit seiner Agnes und so auch im gegenwärtigen Augenblicke. Wäre jetzt gerade sein Vater vorübergegangen, er hätte sich ihm offenbart und gewiß ist, daß der alte Bethmann eingewilligt haben würde, da er in einer solchen Ehe einen Damm gegen die Zügellosigkeit seines einzigen Sohnes, die denselben zu ruiniren drohte, erblickt hätte. Aber jedesmal bei seinen guten Vorsätzen kamen Edmund die Gedanken an seine sociale Stellung, an seine hochgeborenen Freunde, an den Spott, an den Hohn, den sie auf ihn werfen würden, wenn sie von einer solchen Mesalliance hörten. Dieses Bild gestaltete sich gewöhnlich so schaurig, daß er darob all' seine Heirathsgedanken vergaß und mit dem festen Vorsatze, das Verhältniß mit Agnes abzubrechen, seine Freunde aufsuchte. Doch jedesmal, wenn er die Feder zur Hand nahm, um den Abschiedsbrief zu schreiben, zuckte es ihm durch das Herz, die Schönheit des geliebten Wesens trat vor seine Seele, ihre Engelsgüte und ihre Bravheit drängten ihm die Feder aus der Hand und in einigen Tagen nahm er wieder Gelegenheit, sie mit heißen Liebesbetheuerungen zu überschütten. So war schon über ein halbes Jahr verflossen im ewigen Wanken und Schwanken. Heute war Edmund noch mehr ergriffen; er stand in dem Gedanken auf, zum Gasthof zu gehen um direkt nach

Hause zu reiten. Welche Freude würde er dem Vater bereiten, wenn er mit demselben nach langer Zeit einmal das Mittagsmahl einnehmen würde; nur wenn Gäste anwesend waren, mußte er schon der Etiquette halber zu Hause bleiben, sonst aber zog er die lärmende Unterhaltung der Offiziere an der Tafel in der Stadt vor. Wie würde sein liebes Schwesterchen erfreut sein und ihr, gerade ihr, trotzdem er vor wenigen Minuten Agnes noch davor gewarnt hatte, wollte er zuerst das Geheimniß anvertrauen. Ja, wenn er seine Absicht, Agnes die Seine zu nennen, erst einem anderen Wesen mitgetheilt habe, dann würde er gebunden sein, dann könnte er nicht mehr zurück und im Gedanken daran, daß er dann von seinem ewig schwankenden Standpunkte erlöset sei, leuchtete sein Auge freudig auf.

Plötzlich schallte ein heiteres, muthwilliges Gelächter an sein Ohr; zwei junge Husarenoffiziere schritten grüßend auf ihn zu und der Eine von ihnen, ein großer, schlanker Mann mit weingeröthetem Gesichte rief ihm entgegen:

„Aber, Herr Bethmann, was in Teufels Namen treiben Sie denn hier, es ist bald Zeit, zur table d'hôte zu gehen; wir wollten uns nur durch diesen Spaziergang etwas mehr Appetit verschaffen. Allons, kommen Sie," und damit nahm er den Arm des

aus seinen Träumen Gerissenen und zog ihn mit sich fort. Wie konnte man auch einem Grafen und zwar einem aus dem uralten Geschlecht der Hohenberg solches Anerbieten abschlagen! Und wie fühlte sich Edmund geehrt, als er an der Seite dieser vornehmen Herren, die weite Allee zur Stadt entlang schritt — gute Vorsätze, Vater, Schwester, ja selbst Agnes waren vergessen und sein Ohr war nur noch zugänglich den seichten Gesprächen über Pferde, Hunde, Theaterprinzessinen, die sich in der Kritik über die Leistungen der Gesellschaft des Circus Carré, der dort für einige Wochen aufgeschlagen war, gipfelten. Das Hotel war bald erreicht. Nach dem Mittagsmahle, bei welchem der Champagner schon eine bedeutende Rolle spielte, da man gerade den Geburtstag eines Prinzen von Geblüt feierte, verließen die Offiziere, welche Nachmittagsdienst hatten, und eine Anzahl älterer Herren den Saal, während sich die Uebrigen in das nebengelegene Spielzimmer zurückzogen. Edmund verlor, wie gewöhnlich, da er leichtsinnig pointirte und auf das Spiel kaum Acht gab; er war kein Spieler, sondern freute sich uur, daß er in so feiner Gesellschaft sich befand und noch dazu mit besonderer Hochachtung behandelt wurde. Ein Hauptgrund dieser Hochachtung war, weil Edmund für seine Freunde eine jederzeit offene Börse hatte, so daß

selbst seinem Vater, der gern mit seinem Vermögen, welches er sich selbst verdient hatte, prahlte, die Ausgaben des leichtsinnigen Sohnes manchmal, wie schon erwähnt, zu hoch erschienen. So rückte beim Spiel der Abend heran, die lustige Gesellschaft besuchte den Circus, speiste mit einigen Kunstreiterinnen nachher zu Nacht und als der Morgen schon anbrach, ritt Edmund nach dem nahen Landgut, wirr im Kopfe und wirr im Herzen, um nach einigen Stunden unruhigen Schlafes die bekannte Morgenpredigt des Herrn Papa entgegenzunehmen und dann den Tag in ähnlicher Weise zu verleben, wie den vergangenen.

---

4.

An den Park des Herrn Bethmann schloß sich ein größeres Gehölz, welches, von schmalen Fußwegen durchschnitten, des Sonntags den rüstigeren Spaziergängern aus der Stadt, die den weiten Weg nicht scheuten, um die frische Waldesluft zu genießen, zum Aufenthalte diente. Auch zerstreuten sich hin und wieder die vornehmeren Gesellschaften, welche zu Wagen und zu Roß ein in der Nähe gelegenes frequentes Kaffeehaus besuchten, für einige Stunden in dem stillen, kühlen Buchenwalde. Es war an

einem Sonntage; die Sonne war bald dem Untergange nahe, als ein junges Mädchen im einfachen, aber doch eleganten Anzuge an dem Waldeshage dahin schritt, sich manchmal niederbeugend, um eine kleine Blume, eine der Erstlingsgaben von der erwachten Mutter Natur in Empfang zu nehmen. Nach kurzer Wanderung gelangte das reizende Mädchen zu einer Moosbank an einem Bergabhange, etwas versteckt zwischen einigen stärkeren Eichenbäumen, auf welcher es sich niederließ. — Ja, reizend war das Mädchen: die Gestalt war schlank, etwas unter Mittelgröße, an die zarten Formen schmiegten sich die weißen Gewänder; die schelmischen und doch so unschuldigen Augen leuchteten mit einer Klarheit hervor aus dem jugendfrischen Antlitze, daß man den ganzen tiefblauen Himmel in ihnen zu sehen wähnte, während das braune dunkle Lockenhaar die schöne weiße Stirne und die zarten Wangen umrahmte und auf die tadellose Büste herabfiel. Die ganze Erscheinung machte den Eindruck einer aufgesprungenen Knospe, die sich zur vollen Blüthe entfaltet. Und so spielte diese reizende Menschenblühte unbefangen und unschuldig, noch von keinem giftigen Hauch berührt, mit den bunten Kindern des Frühlings, die sie gepflückt hatte und nun zu einem Sträußchen band.

In solchem Spiele wurde Else, — denn Nie-

mand anders war die reizende Erscheinung, als die Tochter unseres alten Bekannten, des Herrn Bethmann, deren Gesang wir auch schon auf der Terrasse des Bethmann'schen Landhauses zugelauscht haben, — durch ein mehrmaliges Hüsteln in ihrer Nähe gestört und zugleich vernahm sie eine etwas scharfe näselnde Stimme:

„Ei, der Tausend, eine Blume unter den Blumen und dazu eine himmlische Waldblume; auf Ehre, hätte nie gedacht, daß in einem Dorfe derartige zarte Wesen gedeihen könnten."

Else hatte lächelnd aufgeblickt und erstaunt zugehört. Der Sprecher, ein junger Offizier, der ihr ganz fremd war und der auch wohl erst kürzlich nach Düsseldorf versetzt sein mochte, hielt das Staunen für ein Compliment und wollte schon fortfahren, als Else sich erhob und ohne zu grüßen oder den Offizier nur anzublicken, sich zum Fortgehen anschickte. Doch der jugendliche Held vertrat ihr den Weg.

„Flüchtige Sylphide, reizende Waldnymphe, so willst Du doch nicht von Deinem treuen Anbeter scheiden, ohne Händedruck, ohne Abschiedskuß — das wäre allzu grausam."

Mit diesen Worten suchte er das nunmehr doch erschreckende Mädchen zu umarmen, welches ihm allerdings geschickt auswich und zur Bank zurücktrat.

Doch ein fernerer Ausweg war nicht zu finden, hinter ihr war der Wald, der sich immer mehr in Dämmerung einhüllte; sollte sie dahinein fliehen? Wenn der Zudringliche sie dann verfolgte und einholte — nein, das ging nicht. Sollte sie um Hülfe rufen; ihr Ruf wurde nicht gehört. Sie sammelte sich deshalb und sagte so gelassen, als möglich, doch mit zitternder Stimme:

„Es scheint mir fast, Herr Lieutenant, als wenn Sie Ihren Scherz zu weit treiben; es ist keinesfalls ritterlich, wenn sie ein junges Mädchen hier so plötzlich überfallen; ich bitte Sie deshalb, mir den Weg nicht weiter zu versperren.“

Doch der Sohn des Mars strich sich kühn seinen Schnurrbart und betheuerte, daß er durchaus nicht scherze; erst müsse seine schöne Gefangene das Lösegeld zahlen, welches ja nur in einem Kusse bestehe. Der Lieutenant trat näher an Else heran; das junge Mädchen wurde ganz blutroth vor Scham und Zorn, schon breitete der Begehrliche seine Arme aus, Flucht war nicht mehr möglich, und Widerstand, er wurde durch den kräftigen, leidenschaftlich erregten jungen Mann rasch besiegt, das Mädchen gab sich verloren und ein leichter Aufschrei, der aber aus innerstem Herzen kam, entschlüpfte ihren Lippen — da wurde plötzlich der Lieutenant von starker Hand gepackt und fortgeschleudert.

Ein kräftiger, hochgewachsener, junger Mann von ungefähr 25 Jahren, mit edlen Gesichtszügen, hatte die Scene kaum aus der Ferne erblickt, als er sofort herbeieilte und gerade zur rechten Zeit eingriff.

Der Lieutenant, welcher sich rasch von der Erde erhob, griff nach seinem Degen, doch ehe er denselben aus der Scheide ziehen konnte, fühlte er auch die Faust des Angekommenen an seiner Brust mit der Bemerkung:

„Lassen Sie ihre Waffe stecken, sonst könnte derselben ein Unglück passiren; ich verstehe mit Stahl und Eisen umzugehen; außerdem ersuche ich Sie, sofort sich zu entfernen."

Diese mit ernster Miene scharf gesprochenen Worte, dann aber auch der feste Griff einer herkulischen Arbeiterfaust, der ihm fast den Athem geraubt hatte, verfehlten ihre Wirkung nicht. Nachdem der Lieutenant losgelassen war, eilte er rasch von dannen und hörte nur noch die Worte:

„Ich freue mich, Fräulein Bethmann, daß ich so zur rechten Zeit gekommen bin, um jenen Zudringlichen zu verscheuchen."

Als der Lieutenant nun noch gar den ihm wohlbekannten Namen der Dame, deren Bruder er kannte, hörte, beschleunigte er seine Eile noch mehr und dankte seinem Geschick, daß er so gut losgekommen sei.

Else hatte sich wieder gesammelt und mit einem liebreichen Lächeln reichte sie ihrem Beschützer beide Händchen entgegen.

„Solchem Ereigniß erst, welches für mich, wenn Sie nicht zu Hülfe gekommen wären, recht traurig verlaufen konnte, muß ich es verdanken, Sie böser Kamerad, daß ich Sie einmal wiedersehe. Wie habe ich mich damals gefreut, als ich Ihre liebe Schwester zuerst fand und nun glaubte ich, das alte Jugendverhältniß könnte wieder erneuert werden. Doch wie sehr bin ich getäuscht worden; Ihre Schwester ist immer an der Arbeit, sie ist zu stolz, auch nur das Geringste von mir als Geschenk anzunehmen, Sie lieber Fritz, habe ich auch nur einige Mal auf kurze Zeit gesehen; mein Bruder Edmund ist immer in der Stadt und so bin ich, armes Mädchen, von den Gespielinnen ganz allein übrig geblieben, ganz verlassen von den braven, guten Menschen, die ich so lieb habe."

Die letzten Worte sprach das Mädchen mehr für sich allein; doch hörte sie noch Fritz Welter, denn er war es, der Beschützer seiner früheren Jugendgespielin. Tiefbewegt ergriff er die beiden Hände des reizenden Wesens, die er mit Hochachtung, aber auch mit einer gewissen Inbrunst an seine Lippen zog.

„Das weiß ja Jedermann, Fräulein Else, daß Sie ein Engel sind; alle Arbeiter, die noch nach

unserer Abreise bei Ihrem Vater beschäftigt waren und die theilweise jetzt in der Fabrik von Volkrath sind, sprechen noch immer von der kleinen Mamsell Else, die immer, wo eine Differenz ausgebrochen war, dieselbe zu Gunsten der Arbeiter zu schlichten wußte, die immer, wo Noth und Elend in die Arbeiterhütte eingezogen waren, nach Kräften beigesteuert hat, um Hülfe zu leisten. Und auch hier im Nachbardorfe weiß man sich nur Gutes und Braves von dem schönen Fräulein Bethmann zu erzählen, welches von allen Armen und Kranken wie eine Heilige verehrt wird. Das Alles weiß ich, liebes Fräulein Else, und deshalb bin ich stolz darauf, eine solche herrliche Spielgefährtin besessen und noch stolzer darauf, ihr jetzt einen kleinen Dienst geleistet zu haben."

„Sind Sie jetzt endlich, Herr Welter, mit Ihren Lob- und Preisgesängen auf ein kleines, unbedeutendes Mädchen fertig, welches nur nach ihrem Gemüth und nach dem unwiderstehlichen inneren Antriebe handelt? Kommen Sie, es dämmert schon sehr, Sie geleiten mich wohl zu unserem Landhause. Der Papa wird sich sehr freuen, wenn Sie ihn einmal besuchen; er spricht immer mit der größten Liebe von Ihrem verstorbenen Vater und auch mit der größten Achtung von Ihnen. Herr Kuhnheim und Papa sind befreundet und so hat er oft genug

Ihr Lob aus dem Munde Ihres Prinzipals vernommen; ich habe es mehrmals gehört und immer recht große Freude dabei empfunden. Nun aber wird sich Papa noch mehr freuen, wenn er hört, daß ich ihm meinen muthigen Retter zuführe."

Und mit einem innigen Blicke ruhte das glänzende Auge des jungen Mädchens auf dem stattlichen Mann, der wie in Gedanken versunken neben ihr herschritt; zuweilen nur glaubte sie ein leises Zucken zu vernehmen, welches denselben zu erschüttern schien. Dann hörte sie einen Seufzer aus tiefer Mannesbrust; ihr selbst wurde so eigenthümlich dabei zu Muthe. Sie nahten sich dem Landhause; da plötzlich, wie aus einem Traume aufgeschreckt, nahm Fritz den Faden des Gespräches wieder auf und meinte, ob denn der Vater seine Anwesenheit in dem prachtvollen Hause auch wohl wirklich gern sähe, da er doch nur ein einfacher Arbeiter sei.

Else verwies ihrem Begleiter solche Gedanken und so traten sie denn in den Garten des Landhauses, in welchem der alte Bethmann promenirte. Er drohte seinem Töchterchen mit dem Finger und rief:

„Du Wildfang, wie lange bleibst Du heute?"

Als er nun des jungen Welters ansichtig wurde, grüßte er freundlich und reichte demselben die Hand zum Willkommen.

Noch während sie zur Veranda wandelten, erzählte Else dem Papa ihr Abenteuer, der nun nochmals dem jungen Manne wiederholt und herzlich die Hand schüttelte für die treue Hülfe, die er seinem herzlieben Kinde geleistet habe.

Bei einem einfachen guten Nachtmahle und einer Flasche alten Rheinweins wurden alte Erinnerungen hervorgesucht, die Stunden enteilten mit einer Raschheit, daß Mitternacht herannahte, als Fritz Welter Abschied nahm, mit dem Versprechen welches ihm abgenommen wurde, recht bald und recht oft den Besuch zu erneuern.

Der alte Bethmann sagte nachher zu seiner Tochter, daß er nicht geglaubt habe, in dem Sohne seines alten Freundes einen so intelligenten, durchaus tüchtigen Menschen zu finden, der ganz bestimmt einstmals sein Glück machen würde. Und als er im Stillen eine Parallele zwischen ihm und seinem Edmund zog, da war's ihm, als ob's ihm einen Stich in's Herz versetzt hätte.

Else begab sich zur Ruhe, sie hatte nur einen Gedanken und zwar — Welter. Die Liebe war ihr selbst noch unbewußt in's Herz gezogen. Der Traumgott umgaukelte sie die ganze Nacht und herrliche Bilder zogen durch ihre Seele.

5.

Im Laufe des Sommers traten zwei Ereignisse ein, die entscheidend auf den Gang dieser Erzählung einwirkten. Fritz wiederholte seine Besuche regelmäßig, so daß dieselben dem alten Herrn Bethmann so zur angenehmen Gewohnheit wurden, daß ihm etwas fehlte, wenn eine längere Pause eintrat.

Bei einer günstigen Gelegenheit gestand der junge Welter zwar mit zagendem Herzen seiner angebeteten Else seine Liebe. Wir wollen nicht die gestammelten, kaum zusammenhängenden Worte hier wiedergeben — genug, das Mädchen verstand sie doch und da ihr Herz ja schon längst dem alten Spielkameraden gehörte, so wurde der Bund dieser beiden braven und schönen Menschen rasch geschlossen. Vorläufig allerdings sollte ihre Verlobung noch geheim gehalten werden, doch glaubte Else, daß es ihr nicht schwer fallen würde, von dem Vater die Einwilligung zu erhalten. Auch Fritz hielt es vorläufig noch für besser, daß Niemand von ihrem Bunde erfahre; er trieb nämlich neben seiner Arbeit noch technische Studien, die ihn befähigen sollten, eine höhere Verwaltungsstelle in einem Fabriketablissement zu erhalten. Dann wolle er bei dem Vater selbst um die Hand der Geliebten anhalten. Wenngleich nun Else diesen Grund durchaus nicht wollte

gelten lassen, da ihr Vermögen mehr als hinreichend zur Anlage einer eigenen Fabrik sei, so wollte doch Fritz durch eigene Kraft seinen theuersten Schatz vom Vater erwerben und betrieb seine Studien mit verdoppeltem Eifer. So floß für die Liebenden der Sommer und auch der Herbst in aller Ruhe und in süßer Hoffnung dahin.

Kehren wir jetzt zu unserem anderen Liebespaare zurück, welches wir so lange vernachlässigt haben. Frau Welter war vollständig genesen und im Laufe des Sommers öfters außer dem Hause beschäftigt; Fritz hatte keine Ahnung von dem Liebesverhältniß seiner Schwester, ebensowenig wie die Schwester von seiner Verlobung wußte. Wenngleich sich die Geschwister innig liebten und in allen übrigen Dingen gegenseitig das vollständigste Vertrauen sich bezeigten, so waren in Bezug auf ihre Liebe ihre Lippen doch geschlossen geblieben, da die eigenthümlichen Verhältnisse sie gewissermaßen dazu zwangen. Edmund richtete sein Kommen immer so ein, daß Fritz nicht zu Hause war und da Agnes oft genug vornehmen Besuch ihrer Arbeit wegen erhielt, so machte dieser Besuch im Hause auch kein weiteres Aufsehen. Wohl wußte Edmund hingegen von den Besuchen des jungen Welter in seinem väterlichen Hause, auch hatte davon Fritz zum Oefteren mit seiner Schwester gesprochen, aber beide

schoben dieselben dem Interesse zu, welches der alte Bethmann an dem Sohne seines verstorbenen Freundes nahm, mit dem er sich auch noch über Maschinenfabrikation, Eisenindustrie und Arbeiterverhältnisse — sein Lieblingsthemata — unterhalten konnte.

Edmunds Besuche wurden im Laufe des Sommers, wenn er die Mutter fern wußte, immer häufiger, seine Liebesbetheuerungen immer glühender. Und eines Tages machte Edmund mit freudevollem Lächeln seiner Braut die falsche Mittheilung, er habe seinem Vater gestanden, daß er ein Mädchen aus dem Volke liebe, bis jetzt nur noch den Namen verschwiegen; da sei er allerdings auf einigen Widerstand gestoßen, doch glaube er denselben glücklich bewältigen zu können. Bei dem liebenden, leidenschaftlichen Mädchen war nun jeder Widerstand besiegt und sorglos und heiter ergab sie sich seinen heißen Liebkosungen. So flossen auch für diese Liebenden einige Monate in Liebe und Glück dahin, bis Edmund durch die Nachricht aufgeschreckt wurde, daß seine Geliebte guter Hoffnung sei.

Ja, guter Hoffnung! Wie schön klingt das Wort bei einem liebenden Weibe, wie eigenartig aber bei einem zagenden Mädchen. Sollten nun die Hoffnungen von Agnes, bald mit dem geliebten Manne ein eheliches Bündniß zu schließen, Wahrheit werden, oder sollten ihre Träume an der

nackten Wirklichkeit zerschellen, und trostlos ihr die düstere Zukunft entgegenwinken? Edmund nahm die Mittheilung sehr erregt auf und versprach, nunmehr seinem Vater Alles zu gestehen. Seine Freunde waren im Laufe der Zeit hinter sein Geheimniß gekommen und besonders Graf Hohenberg hatte ihm dazu gratulirt, eine solch' schöne Maitresse zu besitzen. Edmund hatte allerdings zuerst abgewehrt und angedeutet, daß er Agnes doch wohl heirathen würde; doch belohnte man diese Mittheilung mit einer solchen Fluth von trivialen und zweideutigen Redensarten, daß später der unselbstständige junge Mann niemals wieder eine ähnliche Andeutung fallen ließ und sich selbst nach und nach einredete, daß aus einer Verbindung mit Agnes doch wohl nichts werden könne.

Graf Hohenberg hatte auch die Bemerkung dabei gemacht, daß der kleinen hübschen Arbeiterin jedenfalls ein Arbeiter als Mann besser passen würde, da sie sich doch nicht in Edmunds aristokratische Gewohnheiten finden würde; einige tausend Thaler würden genügen, die gestörte Harmonie wieder herzustellen.

„Einige tausend Thaler," hatte der Graf seufzend wiederholt, wenn doch andere Leute auch in Ihrer Haut steckten, Bethmann, aber ich armer Teufel weiß kaum mehr, wie ich meine Schulden bezahlen soll."

Edmund war natürlich sofort bereit, auf diesen Wink einzugehen und das Conto seines gräflichen Freundes um einige hundert Thaler zu erhöhen.

Agnes hatte sich ihrer Mutter entdeckt; diese gute Frau war von dem jungen Wollüstling dermaßen eingenommen, daß sie ihre Tochter fortwährend tröstete und versicherte, sie kenne den Charakter Edmunds so genau, daß gar kein Zweifel an einem baldigen Ehebündnisse sei. Edmund selbst hielt seine Besuche wie früher inne und erklärte jedesmal, daß er noch nicht die passende Gelegenheit hätte wahrnehmen können, mit seinem Vater Rücksprache zu nehmen. So war der Winter herangenaht, der bald allen Hoffnungsträumen ein Ende machen sollte.

---

## 6.

Der alte Bethmann hatte sein Landgut verlassen und war in die Stadt übergesiedelt. Die Saison mit ihren Concerten, Bällen und Festen war da und Herr Bethmann selbst, der noch äußerst frisch war, machte gern ein großes Haus und fühlte sich in der vornehmen Gesellschaft recht wohl. Bei ihm war es auch in seinem ganzen Wesen recht bemerkbar, wenn er sich in der Stadt

oder auf dem Lande befand. In der größeren Einsamkeit traten die Erinnerungen an die frühere Zeit des Arbeitens und des Schaffens oft vor seine Seele; er hatte seine Arbeiter immer leidlich gut behandelt und sich auch gut mit ihnen vertragen. Er ahnte gar nicht einmal, daß sein aufgehäufter Reichthum dennoch aus den Arbeiterknochen und Muskeln herausgeschlagen war, er hielt ihn für wohlerworben und freute sich seiner Thatkraft und seines Glückes. Sein Umgang war denn auch wohlwollend und angenehm. Aber im Kreise der neuerworbenen Freunde in der reichen Stadt, unter den Adeligen da war ein ganz Anderer, jeder Zoll ein Parvenu.

Herr Bethmann gefiel sich darin, glänzende Feste zu geben, bei welchen dann seine von ihm förmlich angebete Else die Honneurs machen mußte. Bis dahin war das junge Mädchen weniger beachtet worden; doch während des Sommers hatte sich die Knospe mehr und mehr zur prächtigen Blume entfaltet, so daß die ganze junge Männerwelt dem reizenden Mädchen unumwunden ihre Huldigungen darbrachte.

Else machte sich allerdings wenig aus den vielen Complimenten und Schmeicheleien, die sie anhören mußte, um den „guten Ton“ nicht zu verletzen; sie besaß schon ein treues Herz, welches ihr entgegenschlug und dem sie gleichfalls unwandelbare Treue

bewahrte. Nicht der leiseste Gedanke trat an sie heran, wenn sie von adeligen Cavalieren umschwärmt wurde, daß ihr Herz und ihre Hand einem Andern als Fritz jemals angehören könnten. Sie fühlte sich vollständig glücklich und ertrug den fortwährenden Umgang mit der ihr sonst fremden feinen Gesellschaft ihres Vaters wegen, immerhin aber als einen lästigen Zwang.

In der letzten Zeit näherte sich ihr besonders häufig und auffallend der junge Graf Hohenberg, der für die Damen, trotzdem er im Umgang mit seinen Kameraden äußerst leichtsinnig war, durch einen Anflug von Sentimentalität, den er sich im rechten Augenblick zu geben wußte, eine recht angenehme Erscheinung darbot.

Manches Offiziers- und Beamtentöchterlein schaute mit sehnsüchtigen Blicken nach dem hübschen Cavalier. Else bemerkte seine auffallenden Bemühnngen um ihre Person kaum; Graf Hohenberg hielt das zurückhaltende Benehmen für Schüchternheit, die er bei der nächsten Gelegenheit schon besiegen werde. —

Es war zu Anfang des Monats Februar; die Faschingszeit rückte heran, in welcher die Rheinländer besonders aufthauen. Im Bethmannschen Hause war ein Maskenball angesagt, zu welcher nur die Elite der Geld- und Geburtsaristokratie Düsseldorfs eingeladen worden war.

Elise hatte mit großer Mühe ihren Fritz bestimmt, an dem Maskenballe Theil zu nehmen; er könne sich ja vor der Demaskirung entfernen, doch brenne sie vor Verlangen, einmal mit ihm zu tanzen.

Fritz hatte nämlich eingewendet, daß es dem alten Herrn Bethmann unangenehm sein würde, wenn er ihn als Werkmeister einer Maschinenfabrik seinen adeligen uud steinreichen Gästen vorstellen müsse; auch wollte er mit der hochnasigen Gesellschaft nicht in Berührung kommen — doch in der angegebenen Weise wolle er gern ihrem Wunsche nachkommen.

Fritz freute sich selbst darnach, sein theures Mädchen im Tanze umfassen zu können; er hatte früher viel getanzt und war in dieser Kunst bewandert. Es wurde nun hin- und hergeredet, in welchem Costume sich die beiden Verliebten kleiden wollten, bis endlich Else entschied, das Jedem zu überlassen, als Erkennungszeichen aber solle eine Schleife dienen, die sie ihrem Geliebten gab. So war der ersehnte Abend erschienen. Oben im Saale rauschte schon die Musik und es wirbelten die Masken im bunten Tanz, als Fritz in der Tracht eines alten spanischen Granden erschien, hinter welcher man wohl am wenigsten den Arbeiter vermuthen konnte. Die Erkennungsschleife winkte von der Achsel, so daß sie auch schon sofort bei seinem Eintritt in den Tanz-

saal die Aufmerksamkeit einer Tirolerin erregte. Nach beendigtem Tanzte hüpfte deshalb auch die flinke anmuthige Tänzerin zu dem alten steifen Spanier hin, dem sie einen tiefen Knix machte, und bald nachher sah man das so verschiedene Paar durch die Reihen der Tänzer schweben.

Man gab sich vielfach Mühe, die neuerschienene Maske zu errathen, mit welcher die kleine Tirolerin, die von vielen doch gekannt war, so oft tanzte und sich noch mehr unterhielt. Auch Graf Hohenberg, der sich in das Costum eines französischen Höflings des vorigen Jahrhunderts geworfen hatte, versuchte hinter das Geheimniß zu kommen; der spanische Grande antwortete auf alle Bemerkungen unter dem Schutze der Maskenfreiheit in ausweichender, aber äußerst witziger Weise, so daß die Neugierde wohl stieg, aber nicht Jeder geneigt war, sich der Satyre des alten Spaniers auszusetzen.

Die Stunde der Demaskirung war gekommen, nach den gegenseitigen formellen Begrüßungen und dem vielfach erheuchelten Erstaunen, wie es nur habe zugehen können, daß man sich nicht unter der Maske sofort erkannt habe, schaute man allgemein nach dem alten Spanier um, der aber spurlos verschwunden war.

Else, die kleine Tyrolerin, vielfach gefragt, hüllte sich in ein geheimnißvolles Dunkel und ihrem Vater

gegenüber spielte sie die vollständig Unschuldige; sie habe gar keine Ahnung, wer die Maske gewesen sei, das müsse er doch wohl am Besten selbst wissen, da der alte Spanier sich einen Freund von ihm genannt habe.

Die räthselhafte Maske war bald vergessen und das Fest nahm in gewohnter Weise seinen Fortgang. Graf Hohenberg tanzte sehr häufig mit Fräulein Bethmann, so daß durch die Reihen der Gäste ein Zischeln ging von einer nahestehenden Verlobung.

Auch sah man den Grafen vielfach mit dem Herrn des Hauses verkehren und Hohenberg gehörte, nachdem die Familien und die Damen die Gesellschaft verlassen hatten, zu den wenigen jungen Gästen, die mit dem Gastgeber und seinem Sohne die Morgendämmerung noch bei der Flasche begrüßen wollten.

Der Graf war bald mit dem alten Herrn Bethmann in einem vertraulichen Gespräche vertieft, während die anderen Herren sich in den Nebenräumen zerstreuten und in ihrer Weinlaune allerlei übermüthige Streiche verübten.

Man rief oft genug den Grafen Hohenberg, sich zu betheiligen, doch ließ sich derselbe in seiner, wie es schien, wichtigen Unterhaltung mit dem

Herrn Bethmann, der sich ebensosehr dabei zu interessiren schien, nicht stören.

Der Leser wird schon errathen, um was es sich bei der Unterhaltung handelte. Der hocharistokratische, in seinen Vermögensverhältnissen aber gänzlich ruinirte Graf, wollte mit den Köln-Mindener und Bergisch-Märkischen Eisenbahnactien und den Bergwerksantheilen des Herrn Bethmann seinen alten Stammbaum wieder auffrischen — mit einem Worte, er hielt um die Hand der reizenden Else an.

Der alte Bethmann fühlte sich durch den Antrag hochgeehrt und war schier erfreut, daß seine geliebte Else eine Gräfin Hohenberg werden sollte. Der Graf hatte auch daraus kein Hehl gemacht, daß er mit Glücksgütern nicht bedeutend gesegnet sei, doch legte er zu seinem hohen Adel auch noch die Hoffnung auf eine bedeutende Militärcarriere als seine Mitgift in Wagschaale.

Herr Bethmann versicherte, daß das Vermögen seiner Tochter groß genug sei, um auch ohne irgend eine Hoffnung auf die Zukunft die Bedürfnisse eines vornehmen Hauses vollständig zu decken.

Nachdem der Graf noch erklärt hatte, daß er bereits während des Balles einige Andeutungen seiner zukünftigen Braut gegenüber gemacht, die dieselbe mit einem stillen Erröthen entgegengenommen habe, zweifelte Herr Bethmann nicht im Geringsten

an der Bereitwilligkeit seiner Tochter, eine solche glänzende Partie einzugehen; die beiden Herren schieden mit herzlichem Händedruck von einander, beide zufrieden mit dem Geschäft, welches sie abgeschlossen zu haben vermeinten, der eine, weil er Ehre, der andere, weil er Geld und ein reizendes Weib dabei verdient habe.

Des andern Vormittags, zur üblichen Empfangsstunde, war auch Graf Hohenberg erschienen, um sich nach dem Befinden des Herrn Bethmann und seiner Tochter zu erkundigen und darauf bei letzterer seine Werbung, gestützt auf die gestrige Unterhaltung mit ihrem Vater, anzuknüpfen.

Ohne irgend welches Erstaunen zu verrathen, nahm Else die Liebesbetheuerungeu des jungen Grafen entgegen; wohl bemerkte man ein leises Zittern an ihrer Gestalt, wohl rötheten sich die Wangen einigemal leicht, doch war dieses Roth rasch verschwunden, als sie dem Grafen mit fester Stimme und klaren Blickes zur Antwort gab, daß er zu spät komme, sie fühle sich zwar durch seinen Antrag sehr geehrt, jedoch sei ihr Herz schon vergeben und zwar an denjenigen, der gestern in der Maske eines Spaniers mit ihr getanzt habe.

Nun war das Geheimniß heraus und das manchmal doch gedrückte Herz erleichtert.

Der Graf, mit vor Aerger und Enttäuschung

rothem Gesichte, verabschiedete sich selbstverständlich mit allerlei gezwungenen Entschuldigungen und Gratulationen, jedoch mit der Absicht, erst das Räthsel gelöst zu sehen, um dann zu sondiren, ob doch nicht noch Hoffnung für ihn vorhanden sei, das Mädchen sein zu nennen. So leicht läßt ein ruinirter Cavalier eine reiche Erbin nicht fahren.

Scheinbar entrüstet verabschiedete er sich auch von Herrn Bethmann, indem er diesem vorwarf, daß er ihm das Herzensgeheimniß seiner Tochter verschwiegen und ihn somit zum Besten gehabt habe.

Herr Bethmann betheuerte seine Unschuld und glaubte, nur eine Laune, eine Caprice der kleinen Hexe zu sehen; es sei ja unmöglich, daß sie schon gewählt habe und dann noch hinter seinem Rücken. Er bat den Grafen, nur baldigst ihm wieder die Ehre seines Besuches zu schenken, bis dahin würde er schon hinter das Geheimniß seiner Tochter gekommen sein.

Graf Hohenberg entfernte sich nun und Herr Bethmann eilte zu seiner Tochter, die er in Thränen fand.

Als Else ihren Vater erblickte, eilte sie auf ihn zu, warf sich in seine Arme und flehte ihn um Verzeihung an, daß sie ihn so lange hintergangen habe.

„Ja, Väterchen, ich hätte Dir es längst gestanden, doch wollte Fritz erst eine bessere Stellung

sich erwerben, ehe er bei Dir um meine Hand anhielt."

Bei dem Namen „Fritz" durchzuckte es den alten Bethmaun recht bitter — eines Arbeiters halber also war dem Grafen der Korb gegeben.

„Aber, Kind", platzte er heraus, „das ist doch durchaus nicht möglich, daß Du den Fritz Welter, diesen Habenichts, heirathen kannst, dazu gebe ich unter keinen Umständen meine Eiuwilligung, so lieb ich Dich auch habe — das ist nur so eine Laune, ich habe es auch dem Grafen, ehe ich den Grund recht kannte, schon gesagt, so eine Caprice, ein Eigensinn, der sich legen wird, und habe ihn gebeten, seine Bewerbungen bei Dir fortzusetzen — Du würdest gewiß Deine Sinnesart bald schon ändern.

„Niemals, Vater," rief Else leidenschaftlich; „mein Herz hängt mit ganzer Liebe an Fritz und deshalb kann ich und will ich nicht von ihm lassen. Du hast selbst meinen Fritz immer gelobt, Du hast ihn als Muster des Fleißes und der Tüchtigkeit hingestellt und was seine Bildung anbetrifft, so steht die hoch über jener, die man gewöhnlich bei den jungen Herren in unsern Gesellschaftskreisen trifft."

Und trotzig warf das verzärtelte Kind das Köpflein in die Höh' und blickte den Vater mit den

schelmischen Augen, in denen noch die Thränen hingen, recht bittend an.

Doch war Herr Bethmann heute durchaus nicht nachgiebig gegen sein Töchterchen; er beharrte auf seinem Ausspruche und fügte die Drohung hinzu, daß er dem Musje Fritz das Haus verbieten würde, der sich in dasselbe hineingeschlichen habe, wie die Katze, um ihm sein zartes Vögelein zu rauben. Dann versuchte der alte Herr mit Schmeicheleien seinem trotzigen Töchterlein, das allen seinen Ausführungen so entschiedenen Widerstand entgegensetzte, beizukommen, jedoch vergebens, und verdrießlich und mißmuthig verließ er Else, mit der bestimmten Versicherung, seine Worte wahr zu machen.

Else aber setzte sich hin und schrieb einen langen Brief an ihren Geliebten, in welchem sie ihm die Werbung Hohenberg's und das Benehmen ihres Vaters mittheilte, aber ihre ganze Liebe und ihre felsenfeste Treue ihm versicherte und ihn bat, niemals sie zu verlassen.

---

## 7.

Die Märzsonne schien bleich durch die kleinen Fensterscheiben des Zimmers, welches Frau Welter bewohnte. Agnes saß an ihrem gewohnten Platze

und war mit ihrer Arbeit beschäftigt. Aber welche Veränderung war mit dem zarten Wesen vorgegangen. Eine tiefe Blässe bedeckte das Antlitz, die ernsten Augen lagen tiefer in ihren Höhlen und gaben dem ganzen Gesichte einen ungemein schwermüthigen Ausdruck. Der Zeiger der Uhr zeigte auf 5 Uhr Nachmittags.

„Edmund ist lange nicht hier gewesen,“ sprach das leidende Mädchen vor sich hin; die Mutter hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben, doch ich hege keine mehr. Noch ist dem Bruder das Geheimniß glücklich verborgen; es ist gut, daß sich Fritz, seitdem er mit so großem Eifer seinen technischen Studien nachhängt, wenig um uns hier bekümmert. Nur dem Umstande ist es zu verdanken, daß der brave Mensch meine Schande noch nicht bemerkt hat. Wie soll das enden?

Und mit einem tiefen Seufzer brach das arme Mädchen das Selbstgespräch ab und arbeitete fast mechanisch weiter. Da vernahm sie plötzlich Schritte auf der Treppe, ihr Auge leuchtete, es war Edmunds Gang — sollte doch noch die Stunde der Erlösung aus langer Qual baldigst schlagen?

Ja, sie schlug Dir bald, armes Kind, aber nicht wie Du vielleicht noch einmal, zum letzten Male, zu hoffen wagtest.

Edmund trat ein und begrüßte Agnes in der

gewohnten Weise, doch konnte der aufmerksame Beobachter eine gewisse Aufregung, ja Verwirrung an ihm merken. Er rückte seinen Stuhl dicht zu dem Platze, wo Agnes sich wieder niedergelassen hatte, die nun ihr Auge mit ängstlicher Spannung auf ihn richtete.

„Liebe Agnes", hub er an, so kann es nicht mehr bleiben; ich habe meinem Vater Alles enthüllt, doch verweigert er seine Einwilligung, ja er droht sogar mich zu enterben, wenn ich mich nicht fügen wolle. Nun weißt Du ja selbst, daß ich keine Beschäftigung gelernt habe, mit der ich uns ernähren könnte, auch sind meine Lebensgewohnheiten der Art, daß ich mich unglücklich fühlen würde, wenn ich von denselben irgend eine aufgeben müßte. Du siehst also die Unmöglichkeit ein, daß wir einander angehören können."

Agnes wurde, trotzdem sie eine solche Erklärung längst erwartet hatte, doch leichenfahl, die völlig zerstörte Hoffnung, die Gewißheit ihrer Schande griff tief in ihr Innerstes hinein und fand auf dem zarten Antlitz den schmerzlichsten Ausdruck.

Mit großer Ueberwindung brachte sie die Worte hervor:

„Edmund, Du hast ein falsches Spiel mit mir getrieben, Du, den ich so sehr geliebt, dem ich Alles geopfert habe, Du stößt mich hinein in das

Elend — aber Du kannst nicht anders, ich weiß es, Du bist zu schwach; nicht der Vater allein, Du hast ihn vielleicht nicht einmal gefragt, sondern Deine eigene eingebildete gesellschaftliche Stellung verbietet Dir diese Verbindung. Geh', Edmund, laß mich allein mit meiner Schande, ich grolle nicht, ich verzeihe Dir."

Mit diesen Worten stand die Unglückliche auf und schwankte der Kammerthüre zu.

Edmund trat ihr in den Weg.

„Nicht so können wir scheiden; ich muß doch für Deine und des Kindes Zukunft sorgen — hier —" und dabei drückte er dem Mädchen ein Portefeuille mit Banknoten in die Hand.

Da aber erwachte ihr ganzer Stolz und mit wahren Zornesblicken, die zugleich Verachtung ausdrückten, schleuderte sie dem, wie ein armer Sünder dastehenden jungen Manne das Geld vor die Füße und verließ das Zimmer, die Thüre hinter sich verschließend.

Jetzt aber brach sie in heiße Thränen aus — sie dachte an ihren braven Bruder, an ihr liebes Mütterlein. Hastig setzte sie sich an den Tisch und schrieb mit fiebernder Hand einen langen Brief, auf welchen heiße Thränen fielen; sie legte das Schreiben, welches an die Mutter adressirt war, in ein Nähkörbchen, damit es nicht sofort in die Augen

fiele, und kleidete sich rasch an. Die Sonne sandte ihre Strahlen schon schräg zur Erde, als das arme Mädchen einen letzten Kuß auf das Portrait der theuren Mutter drückend, die Wohnung verließ. Scheu blickte sich die Verlassene auf der Straße um und schlug dann ihren Weg rasch nach dem Hofgarten ein.

---

## 8.

Auf der Chausse, welche sich am Rheine hinzieht, sah man drei Cavaliere, die einen Morgenritt machten; zwei hatten Uniform an, einer war in Civil gekleidet.

„Nun Edmund," hub einer der Reiter an, als sie nach einem kurzen Galopp die Pferde im Schritt neben einander gehen ließen; „der heutige Ritt wird uns nach der letzten, doch etwas zu tollen Nacht wohl gut thun; Du vor allen Andern warst ordentlich rasend."

Der Baron von Werder, der mit Edmund Bethmann auf ganz vertrautem Fuße stand, sprach diese Worte.

Edmund gab keine Antwort; er strich nur mit der Hand über die Stirne, als ob er sich die Kopfschmerzen oder unangenehmen Gedanken verscheuchen wollte.

„Und das viele Geld, welches dieser Goldjunge gestern drauf gehen ließ,“ warf Graf Hohenberg ein, „es mußte einem ordentlichen Cavalier förmlich leid thun, daß er nicht in der Lage war, solche glänzende Gelage zu geben.“

Edmund gab immer noch keine Antwort, doch entfuhr ein tiefer Seufzer seiner Brust.

„Unser Freund,“ fuhr der Graf fort, „scheint noch einen moralischen Katzenjammer zu haben; die Gedanken an seine kleine Putzmamsell, welche ihm gestern in so liebenswürdiger Weise sein Portefeuille vor die Füße geschleudert hat, wollen ihn wohl nicht verlassen.

Edmund hatte in der Betrunkenheit den gestrigen Vorfall erzählt. Eine brennende Röthe zog über seine sonst so bleichen Wangen.

„Aber ich bitte Euch doch, meine Freunde, lassen wir ein solches Gespräch, ich bin heute durchaus nicht dazu aufgelegt — am liebsten möchte ich wieder zum Gasthause zurückkehren, um meine schlechte Stimmung und meine Gedanken zu ersäufen.“

Und schon wollten die Cavaliere auf seinen Vorschlag eingehen und zur Stadt zurückkehren, als Baron Werder eine große Schaar von Landleuten unter einem Baume dicht an der Chaussee bemerkte, die sich mit irgend einem Gegenstand zu beschäftigen schienen. Er machte seine Freunde darauf

aufmerksam und schon von der Neugierde angestachelt, sprengten die Herren dem Orte zu.

Der Graf war der erste zur Stelle; was habt Ihr hier, Leute, redete er die zunächst stehenden an. Die Schaar löste sich nach der Seite, von welcher die Reiter kamen, auf, und Graf Hohenberg erblickte die aus dem Rheine gezogene Leiche eines bildschönen Mädchens; die langen, blonden, aufgelösten Haare umrankten ein zartes, schneeweißes Angesicht und schmiegten sich an die ebenmäßige, wie aus Marmor gehauene Büste an. Der Graf stieß ein erstauntes „Ah“ aus, und in demselben Augenblicke war auch Edmund eingetroffen, dessen Pferd dicht vor der Leiche hielt. Bleich wie das vor ihm liegende Todtenantlitz wurde das seinige; ein krampfhaftes Zittern ergriff ihn nnd er wäre vom Pferde gestürzt, wenn ihn der eben hinzugekommene Baron von Werder, welcher ihn beobachtet, nicht noch aufrecht gehalten hätte. Die beiden Cavaliere, die den Zusammenhang sofort ahnten, suchten den Leidenden von dieser Stelle fortzubringen; doch Edmund sprang in einem Anfall von wilder Energie vom Pferde und eilte zu der Leiche hin; er warf sich umbekümmert um die Zahl der Staunenden zu derselben auf die Erde und man vernahm ein herzbrechendes Stöhnen.

Die Reue war zu spät. Wie im Wahnsinn

sprang Edmund plötzlich auf, warf den Gaffenden seine Börse zu und schwang sich auf sein Pferd, welches er zu toller Eile anspornte. Seine Freunde sprengten ihm nach, sie befürchteten ein Unglück, doch sahen sie ihn noch in den Thorweg seines väterlichen Hauses einbiegen, und waren erfreut, daß die ganze Angelegenheit, ohne auffallende Katastrophe geendet hatte. —

Währenddessen stierte ein liebendes Mutterauge, welches die ganze Nacht wegen der Befürchtungen um ihre so plötzlich verschwundene Tochter sich nicht geschlossen hatte, auf die von Thränen halbverwischten Züge des eben gefundenen Briefes — sie wollte es nimmer glauben, das Schreckliche, was sie las und doch war es wahr. Doch horch', welches Getümmel auf der Straße, sie eilt zum Fenster, sie öffnet es und schaut hinaus — mit einem markerschütternden Schrei stürzt das arme Weib, die sich bei dem Anblicke ihrer todten Tochter selbst anklagte, ihrer Schwachheit wegen anklagte, zu Boden — das Herz war ihr gebrochen, oder, wie die Aerzte später erkärten, der Schlag hatte sie gerührt.

Fritz Welter, der die Nacht schon und den ganzen Morgen nach seiner Schwester gesucht hatte, hörte von der Leiche eines jungen Mädchens, welche man aus den Fluthen des Rheines gezogen; eine dunkle Ahnung trieb ihn hin und kurze Zeit darauf —

er hatte einen näheren Fußweg eingeschlagen — als die drei Cavaliere fortgeritten, traf er auf der Stelle ein, wo er denn seine todte Schwester fand. Er traf nun Anstalten, die Leiche ins elterliche Haus zu schaffen, und so stand er bald zurückgekehrt zwischen zwei Leichen, der seiner Schwester und der seiner Mutter.

Ein tiefer Jammer zog durch seine Seele; wohl wußte er jetzt den Grund, weshalb sich die Schwester das Leben genommen. Auch er klagte sich an, daß er sich viel zu wenig um das arme Kind bekümmert habe. Zuerst wallte in ihm der Zorn auf über den Elenden, der seiner Schwester, ja seiner Familie so viel Schande angethan habe; doch wußte er ja noch gar nicht einmal den Namen desselben. Und bei ruhiger Ueberlegung wollte er ihn auch nicht wissen — was konnte es ihm helfen und wenn er auch noch so schwere Rache nahm.

In den Düsseldorfer Zeitungen aber fand man am andern Tage unter Stadtneuigkeiten folgende Notiz:

„Gestern wurde die Leiche eines schönen jungen Mädchens aus dem Rheine gezogen; man sagt, daß Liebesgram die Ursache dieses Selbstmordes gewesen sei.“ —

Damit war für die Welt die Angelegenheit abgethan.

---

## 9.

Edmund Bethmann lag im heftigen Fieber darnieder. An seinem Bette standen Vater und Schwester. Der Kranke lag ruhig, aber wie in Ohnmacht da; seine furchtbaren Fieberphantasien hatten eben aufgehört. Der alte Bethmann schüttelte den Kopf und meinte: Wenn Edmund noch länger in seinen grausigen Phantasien bleibt, so werden wir ihn wohl verlieren. Und immer dieselben Worte, und wie er im Fieber nach den glänzenden feuchten Haaren zu greifen meint, an denen er sich erhängen möchte. Es ist erschrecklich — sollte vielleicht doch etwas Wahres daran sein, was man, wenn auch nur ganz verstohlen, in der Stadt munkelt, daß er an dem Tode der Agnes Welter schuld sei — man will ihn bei der Leiche gesehen haben. Hör', er murmelt wieder einige abgerissene Sätze — — — den Kranken ergriffen die Phantasien wieder und deutlich rief er jetzt mehrmals in herzzerreißenden Tönen den Namen Agnes.

Else floh weinend aus dem Zimmer — der Vater stöhnte tieferschüttert laut auf.

In diesem Augenblicke trat der alte bewährte Hausarzt, Dr. Wehmeier, ein, der Bethmann die Hand reichte. Er beobachtete den Kranken lange und aufmerksam, dann schüttelte er den Kopf und sagte:

„Lieber Freund, machen Sie sich gefaßt auf den baldigen Tod Ihres Kindes; der Körper ist allzu zerrüttet, er kann die furchtbaren Stöße nicht aushalten. Sie wissen ja, daß ich schon früher gewarnt habe, Edmund würde auf die Dauer die vielen Ausschweifungen nicht ertragen können. Doch wir wollen Alles versuchen, was menschliche Kunst vermag."

Der Arzt beugte sich nieder und suchte dem Fieberkranken einen kühlenden Trank einzuflößen, doch vergebens, das Phantasiren nahm noch mehr zu — halb aufgerichtet starrte Edmund mit hohlen Augen im geisterbleichen Gesicht umher: „Wo ist Agnes? Ha dort" und mit dem Rufe: „Sie reißt mich mit sich in die Fluthen, und wie kühl, wie schön ist es hier, laß nur Agnes, zieh nicht so, ich gehe willig mit," sank der Kranke in die Kissen zurück. Ein Lächeln umspielte den Mund des Verstorbenen — der Tod hatte versöhnt.

Als nach wenigen Tagen Fritz Welter seine Condolenzvisite machte, fand er seine Braut in tieftrauriger Stimmung; sie wußte nicht, ob er das Geheimniß kannte, ob auch ihm das Gerücht zu Ohren gekommen war, daß ihr verstorbener Bruder die Ursache des Todes seiner Schwester gewesen. Wohl hatte es Fritz erfahren, aber der Tod wurde nach allen Seiten hin der Versöhner. Mit keinem Worte

wurde der Angelegenheit gedacht. Bei dem alten Bethmann, der dies fürchtete, stieg Fritz noch mehr in der Achtung und nach einigen Wochen, als er sich überzeugt hatte, daß seine Else unter keinen Umständen von ihrem Geliebten lassen würde, auch wohl durch den traurigen Tod seines Sohnes beeinflußt, gab er seine Einwilligung mit der Bedingung, daß die Veröffentlichung der Verlobung noch bis zu der Zeit hinausgeschoben würde, wann Fritz eine Directorstelle bei Herrn Kuhnhardt erhalten habe.

Da Herr Kuhnhardt noch mit der Anlage einer neuen Maschinenfabrik beschäftigt war, an welcher sich Herr Bethmann durch Vorschießen des Capitals indirect betheiligte, so hielt es gar nicht schwer, denselben zu bestimmen, Fritz Welter als Director der neuen Fabrik anzunehmen, die spätestens in drei Monaten in Betrieb gesetzt werden sollte. Dann konnte Fritz ungefähr ein halbes Jahr in dieser Stellung verbleiben und im nächsten Frühjahr sollte die Vermählung stattfinden. Wer war glücklicher als das junge Paar, und auch Herrn Bethmann war ein Stein von der Brust gewälzt, da er wenigstens eins seiner Kinder vollständig glücklich sah. Nur zuweilen kam ihm der Gedanke, daß seine liebe Else sich als Gräfin Hohenberg doch wunderbar gut eignen würde; doch

verscheuchte er rasch den Gedanken, da die Verwirklichung desselben jetzt nicht mehr möglich zu sein schien.

---

## 10.

In der Fabrik des Herrn Kuhnhardt, welche in der sogenannten Neustadt lag, standen die Arbeiter in der Frühstückszeit gruppenweise zusammen; die Unterhaltung schien eine sehr ernste zu sein, besonders bei einer Gruppe, die sich vor der Schlosserwerkstatt aufgestellt hatte.

„Nun, wir werden sehen," bemerkte ein kräftiger junger Mann, der recht trotzig drein sah, „wir werden sehen, unsere Deputation richtet nichts aus — ich kenne die reichen Herren, die anstatt eines Herzes den Geldsack in der Brust tragen."

„Nicht so hitzig," sagte ein älterer Arbeiter. „Herr Kuhnhardt hat sich bis jetzt immer recht gut gegen die Arbeiter gezeigt, deshalb glaube ich auch, daß er unsere gerechten Forderungen bewilligen wird. Es ist ja auch geradezu unmöglich, bei den gesteigerten Preisen der Lebensmittel und der Wohnungen mit unserm jetzigen Lohne auszukommen; wir müssen es uns selbst irgendwo am Leibe abzwacken oder die armen Kinder hungern lassen;

auch ist die Arbeitszeit viel zu lang, der Körper erschlafft ja ganz — ich glaube, wir können bei einer Stunde weniger Arbeitszeit als jetzt . . . da kommt ja unser Werkmeister, Fritz Welter, der kennt den Fabrikherrn genauer, wir wollen ihn fragen, ob er uns Hoffnung giebt."

„Ach was," rief der erste Sprecher dazwischen, „Herr Welter steht ganz auf des Fabrikanten Seite, er soll ja Director in der neuen Fabrik werden, der wird uns höchstens sagen, daß wir unsere Forderungen zurückziehen sollten."

Fritz hatte seinen Namen aussprechen hören und näherte sich rasch. Der ältere Arbeiter hub wieder an:

„Wie Sie auch wissen werden, Herr Welter, ist gegenwärtig bei unserm Herrn eine Deputation, um Vorstellungen zu machen, daß unser Lohn um 20 Prozent erhöht und die Arbeitszeit um eine Stunde verkürzt werde. Was halten Sie davon, wird Herr Kuhnhardt unsere Bitte bewilligen?"

Fritz zuckte die Achseln und meinte, daß er nicht so genau die Meinung des Fabrikherrn in diesen Punkten kenne, doch hoffe er, daß die Forderungen bewilligt würden, wenigstens zunächst die erste wegen Lohnerhöhung; auch er müsse eingestehen, daß mit dem gegenwärtigen Lohne, der in der Fabrik gezahlt würde, die Mehrzahl der Familienväter durch-

aus nicht auskommen könne. Die zweite Forderung möge man vorläufig noch zurückziehen, da man dadurch wahrscheinlich den Herrn Kuhnhardt zurückschrecken werde. Doch auch diese Forderung halte er von seinem Standpunkte aus nicht für übertrieben — „ich bin überzeugt, daß Ihr bei kürzerer Arbeitszeit mehr leisten werdet, als jetzt.“

Beifälliges Gemurmel ertönte nach diesen ruhig gesprochenen Worten.

Die Ankunft der Deputirten brachte jetzt Leben in die einzelnen Gruppen, die Arbeiter eilten sämmtlich auf die Mitte des Hofes, wo sich die Deputation aufgestellt hatte; gleichzeitig ließ Herr Kuhnhardt Fritz durch einen Diener ersuchen, sofort zu einer Besprechung in das Comtoir zu kommen.

Der Sprecher der Deputation, ein alter Arbeiter, der schon über 30 Jahre lang in der Fabrik beschäftigt war, winkte mit der Hand; Neugierde und Erwartung auf den Gesichtern hörten alle Anwesenden gespannt zu.

„Freunde,“ hub der Sprecher an, „unsere Schuld ist es nicht, daß Herr Kuhnhardt die Forderungen rundweg abgeschlagen hat; wir haben ihm eindringlich die ganze Sachlage auseinandergesetzt, ja wir haben später die Forderung auf Verkürzung der Arbeitszeit fallen lassen, aber immer erwiderte der Fabrikherr, er lasse sich nicht drängen;

wenn er einsähe, daß der Lohn nicht mehr genüge, werde er denselben aus freien Stücken erhöhen. Darauf drohten wir schließlich mit Arbeitseinstellung. Nun wurde Herr Kuhnhardt aufgeregt und leidenschaftlich und wies uns die Thüre. Was ist jetzt zu thun?"

Der junge Schlosser, der schon vorhin erklärt hatte, daß die Deputation nichts ausrichten werde, drängte sich nun vor und sagte:

„Recht hatte ich, als ich den ganzen Schritt für überflüssig erklärte; wir müssen Macht gegen Macht setzen, allein kann Keiner von uns etwas ausrichten, wir müssen alle fest zusammenhalten und morgen, Sonnabend, die Arbeit niederlegen. Dann müssen wir die Oeffentlichkeit für unsere gerechte Sache zu gewinnen wissen; morgen ist große Volksversammlung im Locale „Zum Wehrhahn"; dort wird über die sociale Frage und ihre Lösung gesprochen. Ich kenne die Veranstalter der Versammlung, es sind ebenfalls Arbeiter; wir schicken einige Abgesandte hin, um sie zu ersuchen, als zweiten Gegenstand die Differenzen zwischen den Arbeitern und dem Fabrikherrn in der Kuhnhardt'schen Maschinenfabrik auf die Tagesordnung zu setzen. Dann kommt die Angelegenheit in Fluß, an Unterstützungen wird es uns nicht fehlen und der Sieg

wird unser sein. So werden wir den Stolz der Fabrikanten schon beugen."

Lauter Beifall folgte diesem Vorschlage — in der Mittagsstunde sollte der jugendliche Sprecher selbst und die bei dem Fabrikherrn vorgewesene Deputation zu den Unternehmern der Versammlung gehen und die betreffenden Vorschläge machen; auf den Anschlagszetteln aber sollten vorzüglich die Arbeiter in den Maschinenwerkstätten Düsseldorfs zu der Versammlung eingeladen werden.

Da die Frühstückszeit längst vorüber war, zerstreuten sich nun die Arbeiter und gingen langsam an die Arbeit, die sie am Liebsten sofort verlassen hätten; doch war es ein Gebot der Klugheit, daß sie erst am morgigen Tage nach der Lohnzahlung den Strike proklamirten. Während dessen waren bei dem Fabrikherrn die Werkführer, der Director und die Buchhalter zu einer Conferenz zusammen. Herr Kuhnhardt erzählte ihnen erst von seinen Wohlthaten, die er immer den Arbeitern erwiesen, dann von den unverschämten Forderungen derselben und auch, auf welche Weise er die Deputation zurückgewiesen habe; er schärfte seinen Beamten ein, mit aller Strenge die Arbeiter zu überwachen und Jeden, der nur ein Wort von Strike verlauten lasse, ihm zu melden, da er morgen nach der Lohnzahlung solche unsauberen Elemente ausscheiden

wolle. Die Deputation aber, welche ihm jene Forderungen überbracht, solle morgen gleichfalls aus der Arbeit entlassen werden; dadurch werde ein Exempel statuirt und die Rebellion sei dann gedämpft.

Fritz Welter bemerkte jetzt, daß doch die Deputation keine größere Schuld treffe, als die anderen Arbeiter; auch habe dieselbe ja nur eine Bitte vorgetragen.

„Sie hat mit Strike gedroht, Herr Welter,“ fiel der Fabrikherr schroff ein.

Doch Fritz sprach ruhig weiter und erklärte die erhöhte Lohnforderung der Arbeiter für gerecht; außerdem aber müsse er nochmals die Bemerkung machen, daß die Entlassung der Deputation eine Ungerechtigkeit sei, besonders weil dadurch drei Familienväter getroffen würden, von denen der Eine schon über dreißig Jahre in dieser Fabrik thätig sei.

Nur noch einer der Werkmeister verwandte sich für die Deputation, doch alle Uebrigen erklärten sich mit den Ansichten des Fabrikherrn einverstanden.

Die Conferenz war aufgehoben und die sämmtlichen Beamten begaben sich auf ihre Posten, mit Ausnahme von Fritz Welter, den der Fabrikherr zurückhielt.

Als sie Beide allein waren, maß Herr Kuhn=

hardt seinen Untergebenen mit einem eigenthümlichen Blicke und sprach:

„Von Ihnen, Herr Welter, hätte ich einen solchen Widerstand am allerwenigsten erwartet; noch gestern habe ich auf Wunsch meines Freundes, des Herrn Commerzienrath Bethmann, und auch weil ich Sie als einen tüchtigen Techniker schätzen muß, Ihnen die Directorstelle in meiner neuen Fabrik zugesagt und heute machen auch Sie gemeinsame Sache mit den rebellischen Arbeitern. In solchem Falle muß ich denn allerdings mein Versprechen zurücknehmen; der Billigung meines Freundes Bethmann, der in diesen Dingen strenge Grundsätze hat, bin ich im Voraus sicher. Doch will ich annehmen, daß nur eine augenblickliche Erregung und verfehltes Mitleidsgefühl Sie vorhin geleitet hat und daß Sie bei ruhiger Ueberlegung meiner Handlungsweise vollständig beipflichten. Da Sie großen Einfluß auf die Arbeiter besitzen, so werden Sie diesen Einfluß benutzen, um Ruhe und Ordnung in der Fabrik in jeder Weise aufrecht zu erhalten."

Fritz durchzuckte bei dieser Standrede, die mit der Drohung verbunden war, das Versprechen, ihm die Directorstelle zu verleihen, wieder aufzuheben, immer der Gedanke an seine Else, an eine mögliche Trennung von ihr und gewaltsam unterdrückte er eine Antwort, die ihm auf den Lippen schwebte.

Mit einer Handbewegung verabschiedete ihn der Fabrikherr und Fritz begab sich in düsterem Schweigen befangen, in die Maschinenräume. Ihm ging immer der Gedanke durch den Kopf, daß den Arbeitern so schweres Unrecht zugefügt werde, ohne daß Aussicht auf Abhülfe vorhanden sei. Sein Protest, wenn er ihn auch wiederholen würde, könnte doch nichts nutzen, ihm höchstens den Weg zu seiner Else für immer versperren.

Unmuthig beaufsichtigte er im Laufe des Tages die ihm zugetheilten Arbeitsräume, doch sprach er zur Verwunderung der Arbeiter kein einziges Wort mit ihnen, was ganz gegen seine Gewohnheit war, da er sonst doch immer freundlich mit ihnen sich, soweit die Arbeit es erlaubte, unterhielt.

Sie schüttelten den Kopf über ihren Meister und glaubten, daß auch er ihnen zürne wegen der Forderungen, die sie an den Fabrikherrn gestellt hatten. Nur Wenige waren des Morgens zugegen gewesen, als Fritz sich über den von den Arbeitern unternommenen Schritt geäußert hatte. Es herrschte überhaupt ein trübes Schweigen in der Fabrik, und Abends konnten die Werkmeister dem Fabrikherrn melden, daß die Arbeiter eine ganz ruhige Haltung bewahrt hätten. Niemand habe von Arbeitseinstellung gesprochen; überhaupt sei fast kein Wort geredet worden.

Herr Kuhnhardt schmunzelte zufrieden und sagte: „Ich wußte ja, wie man diese Gesellschaft behandeln muß — man soll nur um Himmelswillen nicht durch Nachgiebigkeit Unheil anrichten, man soll, wie der große Freund der Arbeitgeber, Herr Schulze-Delitzsch sagt, die Bestie nicht entfesseln!“

---

## 11.

Der große Saal im „Wehrhahn“ war gedrückt voll Menschen; die Thurmuhr hatte bereits acht geschlagen und noch immer strömten die Arbeitermassen, meist Maschinenbauer und Arbeiter in Maschinenfabriken, schaarenweise herbei; aber auch Personen aus allen Ständen waren anwesend. Neugierde hatte sie hergetrieben und auf ihren Gesichtern lag ein gewisser Spott, der sich allerdings nicht weiter zu äußern wagte; ein Spott schon im Voraus über die einfältigen Reden, die jedenfalls geführt werden würden. Es hatten zwar in Düsseldorf schon öfters Versammlungen zur Erörterung socialer Fragen stattgefunden, doch waren dieselben mehr und mehr auf die einzelnen Parteien beschränkt gewesen, welche die Versammlungen einberufen. Heute war es etwas Anderes. Die kundgewordene Arbeitseinstellung in der großen

Kuhnhardt'schen Fabrik, für deren Verlauf sich auch weitere Kreise interessirten, dann auch die auf den rothen Plakaten angekündigten auswärtigen socialistischen Redner hatten Manchen herbeigelockt, der sich sonst weniger um die Entwicklung des Staates und der Gesellschaft kümmerte. Der Sozialismus hatte allerdings in Düsseldorf eine Heimath gefunden, wohl schien der Boden nicht recht geeignet, größere Massen der Arbeiter dafür zu gewinnen, doch hatte sich ein Kern von intelligenten Arbeitern gebildet, der treu und fest zusammenhielt.

Lassalle, der berühmte Kämpfer für das Proletariat, hatte ja vorzugsweise gern in Düsseldorf gelebt und dabei auch persönlich viel mit den Arbeitern verkehrt. Dieser Kern von Arbeitern stand in der Nähe des Bureaus zusammengeschaart und dirigirte von da aus auch mehr und mehr die Versammlung. Zum Präsidenten derselben wurde ein Arbeiter, der Tischlergeselle August Fließbach und zum Schriftführer der Hutmachergehülfe Carl Roth gewählt.

Der Referent des ersten Punktes der Tagesordnung: die sociale Frage und ihre Lösung, war ein bekannter Arbeiteragitator, schon aus dem Jahre 1848 bekannt, mit Namen Carl Wilhelm Böcker, eine wahre Herkulesgestalt. Als derselbe sich auf der Tribüne zeigte, brachen die Arbeiter, denen er

theilweise wohl bekannt war, vielfach in Jubel aus, der sich während der Rede oftmals zu enthusiastischem Beifall steigerte. Mit klangvollem, gewaltigem Organe führte der Redner die lauschenden Zuhörer in das Elend der Hütten und in die Prunkgemächer der Reichen, er führte sie in die durch Noth und Elend erzeugten Höhlen des Verbrechens und in die durch Reichthum und Uebermuth entstandenen Brutstätten des Lasters; er wies auf die in der heutigen Gesellschaft immer und immer zahlreicher werdenden Casernen, Zucht- und Irrenhäuser hin, er zeigte, wie das Sittliche im Menschen immer mehr verschwinde, der sich nur noch vor dem Gotte Mammon beuge und diesem immer neue Opfer bringe. Nicht vor dem braven, tüchtigen Charakter ziehe man den Hut ab, nein vor dem angefüllten Geldsack, vor dem aufgehäuften Kapitale, gleichviel, wie dieses erworben, gleichviel, ob der Inhaber desselben noch so oft mit dem Aermel am Zuchthause vorbeigestreift sei. Dann bewies der Redner unter gespannter Aufmerksamkeit der Versammelten, wie in der heutigen Productionsweise das Kapital die Arbeitskraft ausbeute, wie ferner das Großkapital das kleine verschlinge, wie der Mittelstand mit rapider Schnelligkeit verschwinde und bald schon auf der einen Seite eine kleine Anzahl bevorzugter mit allen Mitteln ausgerüsteter, den Staat beherr-

schender Menschen stehen, auf der andern Seite aber das ganze, große mehr oder minder recht= und brotlose Volk sich befinden werde. Einem solchen drohenden Zustande, in welchem die soziale Frage gipfele, müsse vorgebeugt werden. Und dies habe sich die socialistische Partei zur Aufgabe gemacht.

Zunächst müsse der Staat in einen wahrhaft demokratischen verwandelt werden, ein gutes Mittel dazu sei die praktische Anwendung des „Allgemeinen gleichen Wahlrechts"; das Volk müsse Männer in die gesetzgebenden Körperschaften senden, welche Muth und Entschlossenheit genug besäßen, selbst den Königen die Wahrheit zu sagen; sie müßten den Staat bewegen, in die Productionsweise einzugreifen durch Gewährung von Garantien, und zwar den zur gemeinsamen Großproduction sich vereinigenden Arbeitern. So würde der Arbeiter gleichsam auch Unternehmer, die Ausbeutung durch das Kapital, die Lohnsclaverei würde dann verschwinden, gleich=mäßigere Körper= und Geistesbildung mit dem all=gemeinen Wohlstande eintreten und dann nach und nach die Gesellschaft der Freiheit, der Gleichheit und Brüderlichkeit, das wahre Menschenthum entstehen.

Minutenlanger Beifall belohnte den Redner für seine klaren Auseinandersetzungen.

Es trat nun eine kleine Pause ein, in welcher die dichtgedrängten Massen etwas Luft schöpften.

Die anwesenden Herren aus den „bessern“ Gesellschaftsschichten, die sich vorzugsweise an der Schenke befanden, schüttelten zwar die Köpfe, doch meinten auch sie, daß der Redner sehr klar und verhältnißmäßig auch gemäßigt seine Ansichten vorgetragen habe; unter einer Gruppe derselben befand sich auch der Direktor der Kuhnhardt'schen Fabrik, den der Fabrikherr besonders beauftragt hatte, die Versammlung zu besuchen.

Fritz Welter, der ebenfalls anwesend war und dem Vortrage mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hatte, ging eben an jener Gruppe vorüber, als ihn der Director ansprach.

Nun wird's losgehen, jetzt werden wir's zu hören bekommen, meinte er; Sie, Herr Welter, werden doch wenigstens dem anmaßenden Gesindel entgegentreten, Herr Kuhnhardt erwartet dies zum Mindesten von Ihnen. Ich würde es selbst thun, doch meine Stellung verbietet es mir gewissermaßen. Sie aber können als Arbeiter auftreten, dann hat die Rede auch mehr Wirksamkeit. Kommen Sie her, wir wollen zusammen ein Glas Wein trinken, das giebt Muth.“

Fritz schlug dies Anerbieten aus, indem er meinte, daß er wohl nicht heute Abend die Tribüne besteigen werde, er fühle sich nicht dazu berufen, er glaube auch wohl kaum, daß er öffentlich reden

könne. Dem widersprach aber der Director, der wohl wußte, daß Fritz bei verschiedenen Festlichkeiten in trefflicher Weise gesprochen hatte.

Man hörte vom Präsidententische das Tönen der Glocke und Fritz drängte sich an die Rednertribüne; der Director, der nun glaubte, daß derselbe den Wunsch des Herrn Kuhnhardt erfüllen wolle, rief ihm noch ein dringliches: „Machen Sie's gut“ — nach.

Die Verhandlungen wurden wieder aufgenommen. Das Wort ergriff zuerst der alte Arbeiter, der an der Spitze der Deputation Herrn Kuhnhardt die Forderungen seiner Arbeiter mitgetheilt hatte. In ruhiger, wenn auch wenig geläufiger Weise, erzählte der alte brave Mann manchmal mit vor Rührung erstickter Stimme, wie er und seine Kameraden sich Jahre lang geplagt und immer nur ein kümmerliches Auskommen gehabt hätten; doch seien sie zufrieden gewesen. Jetzt aber bei der Steigerung des Preises der Lebensmittel, der Wohnungen, der Kleider, ja aller Bedürfnisse sei es nicht mehr möglich, mit dem alten Lohne auszukommen, die Gesundheit der Einzelnen und auch das Familienleben würde dabei zu Grunde gerichtet; auch sei die Arbeitszeit zu lang. In früheren Zeiten, wo die Maschinen nicht so vervollkommnet gewesen seien, habe man immer Verschiedenes ge-

arbeitet, der Körper sei von einer Lage, von einer Thätigkeit in die andere gekommen und so hätten sich immer einzelne Theile desselben wieder erholt; jetzt sei die Arbeit aber ganz gleichmäßig, man brauche den Arbeiter nur anzusehen, er sei förmlich nach seiner Beschäftigung schon verwachsen, die lange Arbeitszeit aber verschlimmere dies Uebel noch und mache den Menschen schließlich ganz zu einem Stücke der leblosen Maschine. Der Fabrikherr aber verdiene jetzt viel mehr, als in früherer Zeit, die Absatzquellen seien reichlicher und die Arbeit selbst würde so präcis geleistet in den großen Etablissements, daß alle kleinen Concurrenten, wie der erste Redner ja schon so treffend ausgeführt habe, im ungleichen Kampfe nachließen. Ihre Forderungen aber seien sehr mäßig und gerecht, er bitte deshalb die Versammlung sich zu ihren Gunsten zu entscheiden nnd Schritte zu thun, das sie wirksam ihre Arbeitseinstellung durchsetzen könnten.

Großer Beifall folgte diesen Worten und allgemein hörte man den Ruf: „Der Strike ist gerecht, wir wollen ihn unterstützen.“

Der Director der Kuhnhardt'schen Fabrik, der sich in die Nähe von Fritz Welter hingestellt hatte, rief demselben zu: „Nun ist es Zeit;“ doch hatte schon ein anderer Redner das Wort ergriffen, ein

Fabrikarbeiter aus dem Wupperthale, Wilhelm Blick aus Barmen.

Man merkte schon sofort, daß man es hier wieder mit einem geübten Redner zu thun hatte, der die socialen Verhältnisse genau kannte. Der Redner ging auch nicht sogleich auf den vorliegenden Strike ein; er schilderte vielmehr zuerst das Fabrikwesen überhaupt, die Nachtheile, welche dasselbe in seiner heutigen Gestaltung der Menschheit bringe, die Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken, die Demoralisation, welche dadurch in die Familie gebracht werde, das Treiben der Fabrikbeamten, der Fabrikanten und Fabrikantensöhne den Fabrikmädchen gegenüber — der jugendliche Redner entrollte mit ganzem Feuer und mit der Gluth, welche allein Wahrheit und Ueberzeugung verleihen, ein düsteres Bild vor den Angen der erschütterten Zuhörer; er schloß den ersten Theil seiner Rede mit den Worten: „Die Menschheit wird geschändet durch unser Productionswesen — deshalb müssen wir im Namen der Menschheit eine Aenderung herbeiführen.“ Dann ging der Redner auf die Arbeitseinstellungen näher ein; eine dauernde Verbesserung der Lage der Arbeiter könne allerdings durch erhöhten Lohn nicht eintreten, da aber auch die Preise der Bedürfnisse in die Höhe gegangen seien, so liege es schon in der Pflicht der Selbsterhaltung, daß man nicht

warte bis nun auch der Lohn naturgemäß steige, sondern man müsse sofort darauf hinarbeiten, weil sonst in der Zwischenzeit der Pauperismus eine allzugroße Höhe erreiche, wie man aus der Schilderung des letzten Redners wohl habe entnehmen können. Wichtiger aber, als die Lohnerhöhung noch, sei im Allgemeinen die Verminderung der Arbeitszeit. Die Gegner sozialistischer Lehren überhaupt und auch die Gegner des jetzt manchmal so nothwendigen sozialen Kampfes sprächen immer das große Wort: „Bildung" gelassen aus — die Arbeiter müßten sich mehr Bildung aneignen, dann würden sie auch eine bessere soziale Stellung erlangen; er halte dies natürlich nur für eine Phrase, um die Arbeiter auf falsche Bahnen zu bringen, aber auch er sei für Bildung der Arbeiter, doch könne diese nimmermehr erreicht werden, wenn man den Arbeiter den ganzen Tag förmlich an die Maschine schmiede, der dann des Abends froh sei, den matten Körper sofort auf das Lager zu werfen. Durch wesentlich verkürzte Arbeitszeit und dadurch, daß der Körper kräftig und gesund erhalten würde, um auch für das Samenkorn der Bildung empfänglich zu sein, könne diese allein gedeihen. Aus allen diesen Gründen seien die Arbeiter der Kuhnhardt'schen Fabrik vollständig im Rechte gewesen, die Arbeit niederzulegen; seine Partei aber würde für aus-

reichende Unterstützung sorgen, schon morgen sollten in öffentlichen Blättern und durch Circulaire die Aufforderungen dazu ergehen.

Stürmischer Jubel brach nach diesen Versicherungen aus; das Bureau wurde von den Kuhnhardt'schen Arbeitern vollständig umringt, die den Rednern die Hände aus Freude und Dankbarkeit schüttelten.

Plötzlich entstand große Aufregung, ein junger, kräftiger Mann drängte sich durch und bat um das Wort — ein Zischeln ging durch die Reihen der Arbeiter.

Der Werkmeister Fritz Welter will sprechen, der wird sich gegen uns erklären und Kuhnhardt vertheidigen. Einige Stimmen riefen schon: „Herunter, das ist ein Verräther," doch der Vorsitzende, der seines Amtes kundig war, forderte die Versammlung zur Ruhe auf und gebot, Jeden ruhig sprechen zu lassen, selbst wenn er sich auch gegen die Ansichten der Majorität wende.

Die an der Schenke aufgepflanzten Herren rückten jetzt auch näher zur Tribüne heran und der Fabrikdirector meinte:

„Nun sollen Sie einmal sehen, wie der mit reisenden Agitatoren fertig wird, Herr Welter ist ein ausgezeichneter Redner."

Der junge Mann hatte schon das Wort ergriffen.

„Meine Freunde,“ hub er an, „Ihr habt mich nicht gut hier empfangen; ich hörte sogar das Wort Verräther schallen, das ist nicht schön, da Ihr ja nicht einmal wißt, wie ich in der vorliegenden Sache denke. Wohl ist es wahr, daß ich eine gute Stellung in der Kuhnhardt'schen Fabrik besitze, wohl ist es wahr, daß ich in wenigen Wochen Director der neuen Fabrik werden soll, aber eben so wahr ist es, daß ich unbeirrt von irgend welchen Einflüssen meiner Ueberzeugung Ausdruck geben werde. Schon am Freitag, als die Deputation von dem Fabrikherrn abgewiesen wurde, habe ich die Forderung der Lohnerhöhung für gerecht erklärt und nur gebeten, aus praktischen Gründen von der Forderung der Verminderung der Arbeitszeit vorläufig abzustehen; Ihr könnt das allerdings nicht wissen, da ich diese Aeußerung auf Befragen nur einzelnen Kameraden gegenüber gethan habe. Auch bin ich Herrn Kuhnhardt persönlich entgegengetreten, als er die Deputation aus der Arbeit entlassen wollte. Heute aber stehe ich auf einem anderen Standpunkte. (Verschiedene Rufe: Oho! Verräther!) Ja, ich stehe auf einem andern Standpunkte, daß ich nicht nur die Forderung der Lohnerhöhung, sondern besonders die der Verminderung der Arbeitszeit für unbedingt nothwendig erachte, daß ich nach den eben gehörten Reden der Eurige bin.“ (Allgemeiner Jubel.)

Der Redner fuhr nun mit erhöhter Stimme fort: „Bis heute war ich ein Anhänger jener Bildungs- und Spartheorien des Herrn Schulze-Delitzsch, die den Arbeiter in immerwährender Abhängigkeit vom Fabrikanten erhalten, bis heute stand ich vollständig auf Seite des Fabrikantenthums und nur eins hatte mich bis jetzt stutzig gemacht, daß man die Lohnerhöhung nicht eintreten lassen wollte, deren Nothwendigkeit doch klar zu Tage lag — aber von heute ab sehe ich die ganze Sachlage mit anderen Augen an, alle kleinen Mittelchen können nicht helfen, das Proletariat, die Menschheit ist allzu krank und ich stimme dem ersten Redner vollständig bei, daß nur eine Radicalcur erretten kann. Ich erkenne jetzt die Wurzel alles Uebels, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen und dieser Ausbeutung muß ein Ende gemacht werden. Und wenn ich selbst persönliche Opfer bringen muß, ich werde sie tragen; die Gewalt der Wahrheit hat mich ergriffen und so will auch ich meine geringen Kräfte zu dem großen Erlösungswerke der Menschheit widmen.“

Endloser Jubel stürmte durch den Saal — die fremden Agitatoren und der Vorsitzende beglückwünschten den Redner und freuten sich, daß sie einen solchen Erfolg errungen; die Arbeiter aber in ihrer stürmischen Begeisterung ließen Fritz Welter hoch-

leben. Die Versammlung wurde hierauf geschlossen und nach derselben ein Comité gebildet zur Regelung des Strikes.

Die jungen unverheirattheten Arbeiter mußten schon anderen Tags die Stadt verlassen und die verheiratheten erhielten ausreichende Unterstützung; fremde Arbeiter aber wurden ferngehalten oder gewarnt, bei Herrn Kuhnhardt in Arbeit zu treten.

---

## 12.

Herr Bethmann war mit seiner Tochter wieder auf's Land gezogen; der Mai hatte inzwischen die Erde mit Blumen und das Menschenherz mit Lust und Wonne überschüttet. Im Lauf des Winters war dem alten Herrn auch eine Ueberraschung zu Theil geworden: ihm war der Titel eines Commerzienrathes und der Königliche Kronenorden verliehen. Er wußte selbst nicht recht, wie dies gekommen, doch wurde ihm von verschiedenen Gratulanten bedeutet, daß wohl Graf Hohenberg, der seine Militärcarrière verlassen und Landrath des Land-Kreises, in welchem auch das Bethmann'sche Landhaus lag, geworden war, die Hand im Spiele gehabt habe.

Graf Hohenberg, trotzdem er von dem bedingten Jawort des Herrn Bethmann, welches derselbe seiner

Tochter und Fritz Welter gegeben, wußte, und obgleich er zu stolz war, die Anstellung von Fritz als Director der neuen Fabrik direct zu hintertreiben, hatte doch noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben und deshalb auch durch seinen Einfluß den Commerzienrathstitel und den Orden vermittelt. Dadurch war er natürlich bei Herrn Bethmann noch beliebter geworden.

Als Landrath des Kreises kam er mit dem Commerzienrath, der Mitglied des Kreistages war, nun öfters zusammen, ja er besuchte denselben jedesmal, wenn er zur Stadt ritt, wo er häufiger zu thun hatte, und ihn so der Weg an dem Bethmann'schen Gute vorüberführte.

Graf Hohenberg hatte gefällige Manieren, er war auch sonst ein kluger Mann, doch hatte die leidige Spielsucht ihn in seinen Vermögensverhältnissen derart heruntergebracht, daß nur eine reiche Heirath ihn erretten konnte. Er wäre sonst viel zu stolz gewesen, sich in das Bethmann'sche Haus einzudrängen und einem Fabrikarbeiter, wie er Fritz Welter immer nannte, Concurrenz zu machen. Aber seine Nothlage machte ihn zu Handlungen fähig, die seinen aristokratischen Anschauungen vollständig widersprachen.

Oft genug, wenn der Graf bei Herrn Bethmann war, stiegen in diesem bittere Gedanken auf, daß

er auf solchen hocharistokratischen Mann, der es sicher noch zum Minister bringe, als Schwiegersohn verzichten müsse, zu Gunsten eines Arbeiters. Doch sein gegebenes Wort, vor allem aber sein eigenes Töchterchen, waren vorläufig noch unübersteigbare Hindernisse.

Diese Gedanken bewegten sein Gemüth auch an dem Sonntage nach der Volksversammlung; Graf Hohenberg befand sich bei ihm auf der Terasse vor dem Landhause. Es war ein ziemlich heißer Tag gewesen, doch jetzt war die Sonne hinter dem nahen Walde verschwunden und eine angenehme Kühle verbreitete sich; ein Glas Champagner that das Uebrige, um eine heitere Stimmung herzustellen.

Else hatte sich vor einer Stunde verabschiedet, um im Park und dem naheliegenden Walde einen Spaziergang zu machen. Die beiden Herren unterhielten sich von der Arbeitseinstellung bei Kuhnhardt, von dieser unerhörten Arbeiterrebellion; der alte Bethmann meinte, daß doch in solchen Fällen die Polizei einschreiten müsse, um die Arbeiter zur Arbeit zu zwingen. Der Landrath zuckte die Achseln, indem er bemerkte, daß nach der neuen Gesetzgebung nach der Aufhebung der Coalitionsverbote eine solche Einmischung unmöglich sei; besser aber wie die Polizei würde der Hunger schon wirken, der die Rebellen

zur Pflicht zurückführe; außerdem seien ja auch Arbeiter von auswärts heranzuziehen.

Der Graf war aufgestanden, hatte noch ein Glas Champagner getrunken, sich verabschiedet und wollte sein unterdessen vorgeführtes Pferd besteigen, als gerade eine Equipage vor dem Thore hielt, aus welcher der Fabrikbesitzer Kuhnhardt stieg und mit hochgeröthetem Gesichte auf die Terasse zuschritt.

Kaum daß der neue Gast gegrüßt und sich niedergesetzt hatte, rief er schon:

„Das ist unerhört, Freund Bethmann, ganz unerhört.“

„Was ist unerhört?“ fragte dieser ruhig, „daß Deine Arbeiter striken; wir haben eben schon davon gesprochen und der Graf meinte, der Hunger werde sie schon zur Raison bringen.“

„Ach was,“ keuchte Herr Kuhnhardt hervor, „das ist es nicht allein, obgleich ich glaube, daß der Strike nicht so leicht zu bewältigen sein wird, nein, mein Werkmeister, der Fritz Welter, Dein zukünftiger Schwiegersohn, hat mit den Rebellen gemeinsame Sache gemacht, schon am Freitag kam er mir verdächtig vor; gestern aber hat er in der Volksversammlung geredet. Und wie hat er geredet; er hat die Arbeiter in unerhörter Weise aufgereizt, er hat uns Fabrikanten allesammt Ausbeuter, Blutsauger genannt, er hat davon gesprochen, daß man

die Fabriken, die Zwingburgen des 19. Jahrhunderts, brechen, daß man die Schlotjunker, die modernen Raubritter vernichten müsse.“

„Das ist ja fürchterlich!“ rief Herr Bethmann aufspringend, „dann wären wir ja unseres Lebens nicht mehr sicher; Du übertreibst doch wohl, das kann Fritz ja gar nicht gesagt haben, dazu ist er zu vernünftig.“

„Ach was,“ entgegnete Herr Kuhnhardt hitzig, „die aufrührerischen Arbeiter haben ihn zum Schlusse seiner Rede hoch leben lassen, haben ihn im Triumphe durch den Saal getragen — mein Direktor hat mir Alles das erzählt, er hat Alles gehört und gesehen. Glaubst Du's nun — selbstredend ist der saubere Herr bei mir entlassen, er ist sogar meiner Kündigung zuvorgekommen und aus der Anstellung als Director wird natürlich nichts.“

„Und aus der Heirath mit meiner Tochter gleichfalls nichts,“ rief der Commerzienrath, „dieser undankbare Mensch, wie werde ich ihm die Thür zeigen!“

Graf Hohenberg wollte sich mehrmals schon in das Gespräch mischen, er wollte mindestens die offenbaren Uebertreibungen zurückweisen, da ja bei solchen Aeußerungen die Versammlung aufgelöst und Fritz Welter verhaftet worden wäre; des Grafen ursprünglich grader Sinn bäumte sich gegen derartige

Unwahrheiten auf; doch ihn hielt der Gedanke an seine zerrütteten Vermögensumstände zurück — seinen Stolz hatte er diesen schon zum Opfer gebracht und jetzt opferte er denselben und der verleitenden Hoffnung auf die reiche Heirath auch noch sein Ehrgefühl.

Der Graf war bisher nur leichtsinnig gewesen, jetzt hatte er den ersten Schritt zur Schlechtigkeit gethan. Das fühlte er auch selbst; er sprang rasch auf und entschuldigte sich mit dringenden Geschäften.

Nach dem Grafen schied auch bald Herr Kuhnhardt.

Der Commerzienrath Bethmann war allein; ein gewisses Mißbehagen konnte er nicht unterdrücken, besonders deshalb, weil er sich so sehr in Fritz Welter getäuscht habe; dann auch dachte er an den Schlag, der seiner Tochter versetzt wurde; doch die Kehrseite der Situation, daß nunmehr der Graf Hohenberg doch noch sein Schwiegersohn werde und daß auch der Widerstand Else's mit solchem triftigen Grunde leichter zu überwinden sei, erheiterte ihn schnell wieder und er überlegte, wie er der Else die Nachricht am Besten beibringen solle.

„Frische Butter, gute Butter,“ murmelte er vor sich hin, „sie kommt bald vom Spaziergange zurück — ich werde ihr dann Alles erzählen.“

Er zündete eine Havanna an und lehnte sich in Gedanken versunken zurück.

Lassen wir den Herrn Commerzienrath in diesen Gedanken allein und suchen sein holdes Töchterchen auf, die liebliche Else, die wir so lange nicht gesehen haben.

---

## 13.

Else saß erst eine kleine Weile auf der einsamen Bank am Waldessaum, an jener Stelle, wo genau vor einem Jahre Fritz Welter den zudringlichen Lieutenant zurechtgewiesen hatte, als auch schon der Gegenstand ihrer Erwartung und Sehnsucht erschien.

Fritz preßte seine Braut ungestümer als gewöhnlich an seine Brust, so daß Else, die ihn in solcher Aufregung noch nicht gesehen hatte, sich ängstlich nach der Ursache erkundigte.

Nachdem Fritz sich gesammelt hatte, erzählte er genau und bis in die Einzelheiten hinein die Vorgänge in der Kuhnhardt'schen Fabrik, in der Volksversammlung und erklärte seiner aufhorchenden Braut auch seine Ansichten über die Arbeiterverhältnisse; er schloß mit der Bemerkung, daß er nun wohl schwerlich die Bedingung des Vaters, die er an ihre Heirath geknüpft habe, in der nächsten Zeit erfüllen könne, doch glaube er, daß er bei seinen

Kenntnissen in einer anderen Stadt schon eine angemessene Anstellung erhalten werde, so daß der Tag ihrer Verbindung nur etwas hinausgeschoben würde.

Fritz hatte sich nicht verrechnet; Else mit ihrem warmen, mitleidigem Herzen hatte seinen Schilderungen über das Arbeiterelend aufmerksam zugehört, sie hatte ja auch so viele Noth und Armuth selbst schon gesehen, sie hatte manche Thräne getrocknet, so daß sie voll und ganz mit der Handlungsweise ihres Verlobten einverstanden war, die ja auf nichts anders hinauslaufe, als den Armen Gutes zu thun.

Fritz machte seine Braut noch darauf aufmerksam, daß man jedenfalls seine Handlungsweise in einem andern Lichte darstellen würde; er habe schon derlei Aeußerungen von dem Director der Kuhnhardt'schen Fabrik vernommen. Doch beruhigte ihn Else mit der Versicherung, daß sie ihm vollen Glauben schenke, und daß ihr Vertrauen, ihre Liebe nimmermehr erschüttert werde.

Man sprach nun über den Abschied, der schon morgen erfolgen solle, da Fritz zunächst nach Hamburg und dann nach Berlin reisen wollte, um eine Stelle für sich zu suchen; dazwischen aber wurde geherzt und geküßt, viele Thränen wurden vergossen, Thränen der Liebe und des Trennungsschmerzes.

Die Liebenden verabredeten nun noch, daß Fritz

am nächsten Tage vor der Abreise dem Vater seinen Abschiedsbesuch machen und die Ereignisse in aller Ruhe demselben erzählen sollte. Nach einem langen, langen Kusse schieden die Liebenden unter Schwüren ewiger Liebe.

Else hatte bald den Garten des väterlichen Landhauses erreicht, wo sie von ihrem Vater, dem das Warten auf der Terrasse zu lange gedauert hatte, empfangen wurde. In erregtem Tone theilte er seiner Tochter den Bericht des Herrn Kuhnhardt mit, warf Fritz Undankbarkeit vor und schwur hoch und heilig, daß nun aus der Verbindung nimmermehr etwas werden könne. Vergebens bemühte sich Else, den Vater zu beruhigen, der sich immer mehr in eine unnatürliche Aufregung hineingerissen, da er aus uns bekannten Gründen fürchtete, die Bitten und Vorstellungen seiner Tochter möchten ihn in seinem Vorsatze wankend machen.

Und als nun Else gar bemerkte, daß Fritz am anderen Morgen ihn besuchen und ihm Aufklärung geben wollte, da polterte er heraus, er wolle den undankbaren Hungerleider niemals mehr vor Augen sehen.

Else verließ weinend den Vater und zog sich in ihre Zimmer zurück; Bethmann aber, der, wie es schien, in seiner Erregung auch dem Champagner tüchtig zugesprochen hatte, schimpfte noch eine

Zeit lang im Garten auf den armen Fritz Welter und legte sich endlich auch zur Ruhe.

Wie war es doch vor einem Jahr anders gewesen, da hatte er Bethmann den braven intelligenten Arbeiter so sehr gelobt; da war die erste Liebe in das Herz des Töchterchens eingezogen und hatte die schönsten Zukunftsbilder vor die Augen der Liebenden gezaubert. Jetzt aber war das Alles vorbei, Herr Bethmann wollte von Fritz, der doch nur seiner Ueberzeugung gefolgt war, durchaus nichts mehr wissen und zerstörte so mit rauher Hand das Glück zweier jungen Herzen.

Schlaflos und in Thränen gebadet verbrachte Else die Nacht und bereits dämmerte der Morgen, als die Natur ihre Rechte geltend machte und Else endlich in einen kurzen Schlummer fiel.

Fritz Welter war erschienen, um von dem Herrn Commerzienrath Abschied zu nehmen; der alte Herr weigerte sich aber entschieden, ihn zu empfangen, auch die innigsten Bitten seiner Tochter fruchteten nichts, seufzend trennten sich die Liebenden mit innigstem Kusse und Händedruck. Else mit dem festen Vorsatze, den Vater schon zur Nachgiebigkeit zu bringen und Fritz mit der Hoffnung, schon bald durch seine Thatkraft und seine Fähigkeiten eine Stelle zu erlangen, durch welche er, sollte der alte Herr

noch weiter trotzen, im Stande sein würde, einen eigenen Haushalt zu gründen. So schieden sie.

Lange noch sah Fritz, der sich fast nach jedem Schritte umblickte, ein weißes Taschentuch flattern, mit welchem auf der Terrasse des Bethmann'schen Gutes der Scheidegruß ihm immer und immer wieder zugewinkt wurde.

---

## 14.

Lassen wir zunächst die liebliche Else mit ihrer Trauer allein und begleiten unsern Freund Fritz auf seiner Reise. Fritz Welter hatte sich neben seinen reichen Kenntnissen noch ein Sümmchen erspart, so daß er auch ohne Arbeit sehr gut einige Jahre hätte bescheiden leben können.

Er fuhr deshalb mit einer gewissen Sicherheit hinauf nach dem Norden, nach der stolzen Hansestadt an der Elbe. Es war gerade in jener Zeit, als das liebe Deutschland durch die Milliardenfluth, welche nach dem großen Kriege entstand, förmlich überschwemmt war und die Großproduction in kaum geahnter Weise sich entfaltete. Arbeit gab's genug und so hatte sich auch in Düsseldorf Herr Kuhnhardt den Bedingungen der Arbeiter fügen müssen, wenn er seine großen schönen Fabrikräume nicht leer stehen lassen wollte.

Auch Fritz fand in Hamburg sofort Beschäftigung, wenn auch nicht, wie er sie wünschte und seinen Fähigkeiten entsprechend, so doch als Werkmeister in einer größeren Fabrik. In ganz kurzer Zeit hatte er sich auch schon das Vertrauen des Directors erworben, der das in eine Actiengesellschaft umgewandelte Geschäft leitete und der sich auch nicht weiter darum kümmerte, welcher politischen Richtung seine Arbeiter angehörten und was sie überhaupt in ihrer freien Zeit trieben, wenn sie nur ihre Arbeit gut leisteten, damit beim Jahresschluß der Aufsichtsrath und die Aktionäre zufriedengestellt und ihm und seinen andern Collegen im Vorstande bedeutende Prämien zuerkannt wurden.

Fritz fühlte sich deshalb, da er seinem angenehmen Posten mit Leichtigkeit vorstehen konnte, recht frisch und froh und nur der Gedanke an seine theure Else ballte oft genug finstere Wolken auf seiner Stirne zusammen. Doch erhielt er die zärtlichsten Briefe von ihr und seine Briefe glühten vor Liebe und freudiger Dankbarkeit dafür, daß sie noch immer in ihren Schreiben sich Mühe gab, ihm den Muth aufzurichten und ihn zu trösten.

In Hamburg und dem nahegelegenen Altona hatte der Socialismus schon tiefe Wurzeln geschlagen und fast alle Arbeiter gehörten demselben an. So kam es auch, daß Fritz den bekannteren Männern,

welche die socialistische Arbeiterpartei besaß, sich näherte, die Volksversammlungen besuchte und sich mit aller Kraft auf das Studium der Socialwissenschaften warf. Binnen kurzer Zeit schon war er einer der bekanntesten und besten Redner der Partei und von vielen Seiten wurden ihm Anerbietungen gemacht, er möchte seine Kraft doch agitatorisch und publicistisch, da er sich durch verschiedene Veröffentlichungen auch als Schriftsteller ausgezeichnet hatte, voll und ganz der Partei widmen.

Fritz jedoch schlug dieses Anerbieten aus und siedelte nach Berlin über, weil dort größere Maschinenfabriken sich befinden, um eine bessere Anstellung zu erhalten. Aber ihm war sein Name vorausgeeilt; überall wurde er abgewiesen. Man bezweifelte seine Fähigkeiten und Kenntnisse durchaus nicht, doch gab man ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß man solchen unruhigen, revolutionären Kopf und besonders nicht in einer einflußreichen Stellung unter den Arbeitern brauchen könne.

Das ist also die Freisinnigkeit dieser liberalen Herren, nicht allein die Arbeitskraft, sondern auch die Meinungen, die Ideen ihrer Untergebenen wollen sie beherrschen — so klang es im Innern des jungen Mannes. Und mit erhöhtem Feuer, mit erhöhter Leidenschaft warf er sich in die socialistische Agitation.

Die Reichstagswahlen nahten heran und so

wurde mit Freuden seine Thätigkeit von den Anhängern der Sozialdemokratie in Anspruch genommen und schon bald wurde der Name unseres Freundes in allen sozialistischen Blättern mit Anerkennung genannt, während die liberale und conservative Presse ihrer Gewohnheit gemäß in den nichtswürdigsten Verleumdungen und Verdächtigungen sich ergoß. Auch mußte Fritz schon bald ein Opfer für seine Ueberzeugung bringen; eine kurze Gefängnißhaft traf ihn — der erste Ehrenpreis, den er sich erwarb. Er aber fühlte sich trotzdem in seinem neuen Wirkungskreise sehr glücklich und seine Thätigkeit war eine außerordentliche, so daß er für Augenblicke wohl seines treuen Liebs am Rhein vergaß.

Aber plötzlich hörten ihre regelmäßigen Briefe auf — er wartete Wochen, er wartete Monate lang; er selbst schrieb wiederholt die innigsten, rührendsten Worte, er bat nur um eine einzige Zeile, welche ihm Beruhigung schaffe oder Klarheit gebe — auch diese blieb aus. In fieberhafter Ungeduld reiste er nun nach Düsseldorf; doch dort erfuhr er nur, daß der Commerzienrath Bethmann kürzlich gestorben und die Tochter mit einer weitläufigen Anverwandten auf Reisen nach der Schweiz oder Italien gezogen sei, man wußte nicht genau wohin; auch habe sich daß Gerücht verbreitet, Fräulein Else

Bethmann sei die Braut des Grafen Hohenberg, aber auch das konnte man mit Gewißheit nicht sagen.

Fritz reiste mit tiefer Trauer im Herzen wieder ab; er konnte unmöglich glauben, daß seine Else ihm treulos geworden sei — und dennoch konnte es ja nicht anders sein. Aber die Partei, der er nun mit Leib und Seele angehörte, lag im gewaltigen Kampfe, er, einer ihrer besten Soldaten, durfte sich dem zerstörenden Liebesharme nicht überlassen — die Vorbereitungen zu den Reichstagswahlen waren im Gange und ihm selber war die Candidatur von einem Wahlkreise übertragen, in welchem bei reger Agitation der Sieg für ihn nicht ausbleiben konnte.

So raffte er sich auf und mit Wort und Schrift schoß er manche Bresche in die feindlichen Festungen; nur zuweilen, wenn der jugendliche kräftige Mann nach den großen Anstrengungen des Tages, nach den energischen Reden, die er gehalten und den scharfsinnigen Artikeln, die er geschrieben, im einsamen Stübchen saß, dann schlich beim trüben Lampenschein die Liebe leise zu ihm heran — sie setzte sich zu ihm nieder und erzählte ihm von vergangenen Tagen, von den seligen Stunden, die er mit seiner Else auf der Moosbank gesessen und von den tausend und aber tausend glühenden Küssen, die er dem treulosen, aber doch noch immer so heiß

geliebten Mädchen auf den blühenden schalkhaften Mund gedrückt. Dann erzitterte das Herz in seiner Brust und heiße Sehnsuchtsthränen flossen über die Wangen. Stundenlang saß er in wachen Träumen da, bis die Natur ihre Rechte forderte und der Schlaf ihm endlich die Ruhe brachte.

Des Morgens aber erwachte die alte Energie in ihm und Niemand von seinen Freunden und Parteigenossen konnte nur ahnen, daß dieser tapfere Ritter im Dienste der Freiheit ein so liebewarmes Herz besaß.

---

## 15.

Else saß tief in Träumen versunken auf ihrem Lieblingsplätzchen, der bekannten Moosbank; sie hatte schon seit langer Zeit keinen Brief von Fritz erhalten, und tiefer Schmerz und eine namenlose Unruhe hatten das arme liebende Mädchen erfaßt; seufzend sprach sie wie im Traum:

„Also doch — so ist er mir ganz verloren; er hat mich vergessen, nicht einmal einer Antwort würdigt er mich.“

Eine ältere Dame trat zu der Trauernden heran mit den Worten:

„Dacht ich mir's doch, daß du böses, liebes

Kind hier zu treffen sein würdest; aber immer so in Gedanken und Schmerz versunken. Fasse Dich doch, Else, vergiß den Ungetreuen und erfülle des Vaters Willen, er meint es so gut mit Dir, und Graf Hohenberg ist doch wahrlich eine gute Partie.“

„Schweig still davon, Tante, ich mag von keinem Andern hören, und ist Fritz untreu geworden, so gibt es überhaupt keinen Treuen auf der Welt — doch ich glaube es noch nicht; Fritz ist durch Umstände veranlaßt worden, mir nicht zu schreiben, er will gewiß erst eine passende Stelle suchen und dann schreiben. Wer weiß ob er meine Briefe erhalten hat.“

So tröstete sich Else wiederum, doch ihre Tante, die der kränkelnde Vater vor einiger Zeit in das Haus genommen hatte, kannte die Gründe besser, weshalb Else keine Briefe von Fritz erhielt.

Tante Elisabeth, die Schwester des Commerzienrath Bethmann, war im Grunde genommen eine seelensgute Frau und das Wohl ihrer lieben Nichte ging ihr über Alles. Dies glaubte sie aber nicht besser fördern zu können, als durch eine Verbindung mit Graf Hohenberg; deshalb ließ sie sich auch gern dazu durch ihren Bruder bestimmen, Else genau zu bewachen und die Briefe von ihr an Fritz Welter und auch dessen Schreiben zu unterschlagen, was um so leichter zu bewerkstelligen war,

da die Briefe durch einen Bedienten zur Stadt gebracht, und auch die angekommenen nebst den Zeitungen von der Post dort abgeholt wurden. Else aber besaß zu viel Glauben an die Menschen, als daß sie ein solches Spiel von Seiten ihrer Verwandten nur hätte ahnen können.

„Im Uebrigen ist Fritz ja auch Deiner gar nicht werth,“ fuhr die Tante fort; „er bewirbt sich nicht um eine Stellung als Director, sondern er ist, wie man in allen Zeitungen lesen kann, Agitator der Sozial=Demokratie geworden. Doch lies selbst, Graf Hohenberg hat die Zeitungen mitgebracht — Du wirst Dir dann schon ein Bild von Deinem einstigen Bräutigam machen können; — es ist noch früh, ich gehe in den Wald spazieren und Du kannst während dessen die Blätter lesen, die betreffenden Artikel sind roth angestrichen,“ mit diesen Worten legte sie eine Mappe, in der eine ganze Anzahl der verschiedenartigsten Zeitungen chronologisch geordnet waren, auf den Schooß des jungen Mädchens. „Doch eins noch,“ rief die Tante im Fortgehen zurück: Graf Hohenberg sagte zum Vater, als er ihm die Mappe überreichte, damit man nicht glauben soll, irgend eine Zeitung bringe vielleicht aus besonderem Groll gegen Herrn Welter solche Mittheilungen, habe er Zeitungen aus verschiedenen Gegenden und von verschiedener Parteifarbe in die Mappe gelegt.“

Else schlug seufzend die Mappe auf. „Berliner Volkszeitung“ war der erste Titel, der sie anblickte. „Volkszeitung“ flüsterte sie; das Blatt müßte doch dem Namen nach die Partei von Fritz ergreifen, der doch auch, und das weiß ich, das fühl' ich, gerade das Volk, das arme arbeitende Volk liebt. Was mag denn dieses Blatt wohl über Fritz schreiben; also dort an dem rothen Strich. — „Einer der talentvollsten Führer der Sozialdemokraten ist ganz bestimmt Herr Fritz Welter und zwar in jeder Beziehung; kaum hat derselbe ein Jahr sich an die Spitze der armen betrogenen Arbeiter gestellt, so ist er auch schon in der Lage, ein Landgut in Thüringen zu kaufen. 45,000 Thaler Anzahlung hat er sofort gemacht. Wie der Mann das Geld erhalten, bleibt uns ein Räthsel, entweder hat er in der Lotterie gewonnen, oder er hat seine alte Tante beerbt oder — er hat seine Stellung so vortrefflich ausgenutzt. Den Arbeitern aber werden doch wohl bald über solchen Führer die Augen aufgehen.“

„Fritz, Fritz,“ rief das junge Mädchen, „ist denn das möglich? Nein es ist unwahr, es kann nicht wahr sein.“

Sie blätterte die übrigen Zeitungen durch. Die „Neue Preußische Zeitung", die „Weser-Zeitung“, die „Hamburger Nachrichten“, die „Düsseldorfer Zeitung“, in allen fand sich genau dieselbe Notiz.

„Also doch,“ seufzte das arme Kind. Sie blätterte weiter. „Hamburger Reform“, auch ein verlockender Titel, man sollte meinen, das Blatt müßte Fritz in Schutz nehmen, auch er will ja reformiren. Was schreibt dieses Blatt? — „Fritz Welter, einer der rührigsten Agitatoren der Sozialdemokratie befindet sich wegen einer Rede, in welcher er den Fürsten Bismark geschmäht hat, im Gefängniß; er ist zu 4 Wochen verurtheilt worden, doch verlautet, daß er nach Verbüßung dieser Strafe noch in Untersuchung bleiben würde eines ganz eigenthümlichen Vorfalles halber, den man mit seiner Person in Verbindung bringt. Wir theilen diesen Vorfall, der uns kaum glaublich scheint, selbstverständlich unter der größten Reserve mit. Vor einigen Monaten wurde in einem hiesigen Gasthause, in welchem auch Herr Fritz Welter zu jener Zeit logirte, eine Anzahl silberner Löffel gestohlen, ohne daß bis jetzt der Thäter ermittelt worden ist.“

Else war todtenbleich geworden, sie wollte schon die Mappe fortlegen, doch mit einer gewissen Energie, durch welche sie sich auszeichnete, blätterte sie weiter: „Magdeburgische Zeitung“ — lesen wir: — „Die Sozialisten rechnen darauf, bei den nächsten Reichstagswahlen circa zwanzig ihrer aufgestellten Candidaten durchzubringen; unter denselben befindet sich auch der bekannte Herr Welter, sie gedenken

dann die geheiligten Räume des Reichstags zu einer Raufbude zu machen."

„Das ist ja entsetzlich," rief das gequälte Mädchen. „Nun haben wir die letzte Zeitung: „Elberfelder-Zeitung" — was schreibt denn diese Zeitung? Ein längere Abhandlung, überschrieben: Freie Liebe, nach einem Vortrage des Sozialisten Fritz Welter.

Else las, sie las weiter, ihr Gesicht erstarrte mehr und mehr und mit einem schrillen Schrei warf sie die Mappe fort — „das hat Fritz gesagt, gesagt vor Tausenden von Menschen, unter denen sich auch Frauen befanden."

Und zusammengekauert saß sie dort auf der trauten Moosbank und weinte, weinte bitterlich.

Die alte Tante nahte wieder und führte sie nach dem Landhause zurück. Und in all' diese Trauer um ein verlorenes Herz kam nun auch noch die Schreckensbotschaft, welche ein Diener ihnen entgegenbrachte, daß der Herr Commerzienrath von einem schweren Schlaganfall betroffen worden sei.

Herr Bethmann lag bewegungslos zu Bette, der herbeigerufene Arzt zuckte bedenklich mit den Achseln — auch die Sprache hatte der alte Herr verloren. Graf Hohenberg war erschienen und suchte die arme Else zu trösten, doch wurde die letzte Hoffnung schnell durch einen zweiten Anfall vernichtet, der das Leben des Commerzienrathes forderte.

Else war nun ganz verlassen; sie hatte ihre Freundin, ihren Bruder, ihren Bräutigam und ihren Vater verloren in der kurzen Spanne Zeit von nicht einmal zwei Jahren. Man kannte das kleine fröhliche Fräulein gar nicht mehr wieder und die Dienstleute schüttelten über die Veränderung alle betrübt den Kopf; sie war ja so gut, so lieb. Es gab keinen einzigen Menschen auf dem Landgute und in dem nahe gelegenen Dorfe, der sie nicht lieb gehabt hätte; auch wenn sie des Winters in der Stadt gewohnt hatte, waren von ihr die armen Leute im Dorfe niemals vergessen worden. Und jetzt wollte sie verreisen, auf lange Zeit sie alle verlassen, das war nicht gut; doch sah man wohl ein, daß das liebe Fräulein sich Erholung schaffen mußte.

Graf Hohenberg kam täglich zum Landgute und suchte Trost zu spenden; Else sichtlich gerührt über diese Ausdauer und Treue wurde nach und nach rücksichtsvoller und aufmerksamer gegen ihn und fand an den guten Seiten, die der Graf ihr gegenüber selbstverständlich stets zur Schau trug, mehr und mehr Gefallen.

---

## 16.

Die Reichstagswahlen waren vorüber. Die Socialisten hatten sich in ihren Hoffnungen nicht getäuscht. Zwölf Mandate waren denselben zugefallen.

Auch Fritz Welter war gewählt. Die Session hatte ihren Anfang genommen; die Reichstagsabgeordneten waren schon zahlreich am Platze. Man glaubte allgemein, daß die Sitzungsperiode eine recht stürmische werden würde. In einigen Fragen, so rechnete man heraus, würde die Opposition die Mehrheit bilden. Das Verhältniß hatte sich verschoben. In dem früheren Reichstage bildete die nationalliberale Partei mit ihrem rechten Flügel, den Conservativen, schon die Mehrheit des Hauses allein, selbst wenn einige der Letzteren, denen die Capitalanbetung der Nationalen, welche sich bei Berathung der Bank- und Handelsfragen immer zeigte, doch zu arg war, auch gelegentlich einmal absprangen. Die oppositionellen Clerikalen hatten trotz des Culturkampfes und der damit verbundenen Verfolgungen, oder besser gesagt wegen derselben bei den letzten Wahlen noch einige Sitze mehr erobert, ebenso hatte sich die Zahl der Socialdemokraten vermehrt und diese Sitze waren sämmtlich den Nationalliberalen abgerungen. Die Elsasser, Polen und Fortschrittler waren in ihrer früheren Anzahl erschienen; ebenso die wenigen Particularisten und der unvermeidliche Hanneman; auch hatten die Trümmer der bürgerlichen Demokratie den ebenso unvermeidlichen — — mann wieder geschickt. Aber die conservative Partei hatte eine andere Physiognomie erhalten;

die etwas verringerte freiconservative Partei lehnte sich allerdings ebenso treu wie früher an die große nationalliberale Partei an, die immer noch für sich allein ein Drittheil aller Mandate besaß, aber zusammen mit den Freiconservativen wurde noch lange nicht die Majorität erreicht. Die echten Conservativen aber, meist Landedelleute, die sich auch Agrarier nannten, standen vielfach in der Opposition gegen die Regierung und so gaben diese und im anderen Falle die Fortschrittler oft den Ausschlag bei den Abstimmungen. Daß durch dies schwankende Verhältniß auch die socialistischen Stimmen an Wichtigkeit gewannen, ist wohl selbstverständlich und nur, um dies zu beleuchten, haben wir die einzelnen Fractionsgruppen hier vorgeführt.

Auch Graf Hohenberg war gewählt und hatte sich der Fraktion der Freiconservativen angeschlossen, die man so recht eigentlich die adelige Regierungspartei, wie man die Nationalliberalen die bürgerliche Regierungspartei nennen konnte.

Der edle Graf aber vergaß über seinen Reichstagsgeschäften nicht, seine Werbung bei unserer jungen Freundin fortzusetzen, die von ihrer italienischen Reise zurückgekehrt war und mit ihrer Tante eine Miethswohnung in Berlin bezogen hatte, um die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt des deutschen Reichs in Augenschein zu nehmen und im Theater

und den zahlreichen Concerten Zerstreuung sich zu verschaffen.

Das Bild des früheren Geliebten war noch nicht aus ihrem Herzen verschwunden, doch nahm sie sich vor, so wenig als möglich an den Untreuen zu denken, der ja auch ein ganz verwildertes unmoralisches Leben führte und ihrer durchaus nicht werth war. Die Bewerbungen des Grafen waren ihr deshalb nicht gleichgültig und wenn sie auch bis jetzt trotz seiner dringenden Bitten noch das Jawort nicht gegeben, so wußte er doch und sie fühlte es selbst, daß bei der nächsten passenden Gelegenheit ihr schwacher Widerstand besiegt und sein sehnlichster Wunsch erfüllt sein würde. Tante Elisabeth that natürlich auch das Ihrige, damit die kleine liebliche Else bald eine gnädige Frau Gräfin werde.

Else hatte dem Grafen schon mehrmals den Wunsch zu erkennen gegeben, den Sitzungen des Reichstags einmal beizuwohnen; sie wußte nicht, daß Welter Mitglied desselben sei, Hohenberg hatte ihr das verschwiegen, deshalb suchte er immer nach Vorwänden, diesen Besuch zu hintertreiben. Doch solche Vorwände waren jetzt erschöpft und so wurde ein Tag gewählt zum Besuche des Reichstags, wo Hohenberg seine Jungfernrede halten wollte — das sogenannte Contractbruchgesetz sollte ihm, da er Verwaltungsbeamter war und die Gewerbeordnungs-

materie vielfach seinem Studium unterzogen hatte, dazu die Gelegenheit geben.

Else und ihre Tante saßen auf der Abgeordneten-tribüne: die Sitzung hatte eben begonnen und Graf Hohenberg weilte noch bei ihnen, um von oben herab die eintretenden bekannteren Abgeordneten ihr zu zeigen. Einer der ersteren war der kleine Lasker.

„Sehen Sie, Fräulein Bethmann, das ist der berühmte Ellenredner, jedoch ein äußerst gescheidter Kopf; nur schade, daß er Jude und zu klein ist — deßhalb kann er nicht preußischer Minister werden. Dort kommt die kleine Excellenz Windhorst, die Sie schon aus dem Kladderadatsch kennen — wie sich die beiden freundlich begrüßen! Sollen sehen, das ist der Anfang des Kampfes; sie machen es ebenso wie zwei Ringer, die sich vorher die Hände schütteln.“

Eben traten auch verschiedene Sozialisten, unter ihnen Fritz Welter in den Saal, doch wußte der Graf Else's Blicke auf das hohe Präsidium und dann auf den grünen Tisch des Bundesraths zu lenken, an welchem auch der Fürst Bismarck erschienen war. Dann empfahl er sich und ging ebenfalls in den Sitzungssaal.

Der Präsident hatte mit unverständlicher, schnarrender Stimme und unter Unruhe der Versammelten die geschäftlichen Mittheilungen gemacht und gab nun dem Vertreter des Bundesraths, dem Geh. Rath

Meerschaum, einem früheren fortschrittlichen Redacteur das Wort zur Begründung des Antrags der verbündeten Regierungen, welche criminelle Bestrafung des Bruches des Contractes der zwischen „Arbeitnehmern und Arbeitgebern“ abgeschlossen war, verlangte. Besonders betonte der Regierungsvertreter bei seinen Auseinandersetzungen, daß es sich durchaus nicht um eine einseitige Maßregel gegen die Arbeiter handle, sondern daß dieses Gesetz auch zu ihrem Schutze aufgerichtet werden sollte.

Nachdem der Regierungsvertreter unter dem Beifalle der National-Liberalen geredet, ergriff der Graf Hohenberg das Wort.

Die Versammlung wurde aufmerksam, wie sie es immer ist, wenn ein sogenannter homo novus (Neuling) das Wort zum erstenmale ergreift. Zuerst sprach der Graf befangen, doch bald verstand er es, durch eine Masse statistischen Materials die Zuhörer zu fesseln, indem er die Fälle des böswilligen Contraktbruches vorführte, um die Nothwendigkeit des Gesetzes zu beweisen. Daß dieses Material manchmal schlecht gewählt war, erkannte der aufmerksame Zuhörer sofort, ja daß es von einem geschickten Gegner sogar leicht als Beweis für die Schädlichkeit des neuen Gesetzes benutzt werden konnte, fühlte man gleichfalls. Und gerade entgegengesetzt dem klugen Regierungsvertreter brachte er nur einseitige

Beweise hervor, und zwar um lediglich die Böswilligkeit des Arbeiterstandes zu zeigen, der sich von gewissenlosen Agitatoren leiten ließe, die von seinen Pfennigen ein wüstes, abenteuerliches Leben führten. Seine Angriffe auf die Arbeiterklasse wurden mehrmals so heftig, das von der äußersten Linken scharfe Unterbrechungen und Zurufe erfolgten.

Im Allgemeinen hatte der heißblütige Graf weder die Regierung, noch seine politischen Freunde befriedigt; er hatte die Absicht, welche dem Gesetze zu Grunde lag, den Arbeiterstand in noch größere Abhängigkeit von den Fabrikanten zu bringen, allzu deutlich verrathen. Deshalb war der Beifall, den er erntete und den sonst jede Jungfernrede bei den herrschenden Parteien erhält, ein geringer, der sich nur auf die Zahl der persönlichen Freunde des Grafen beschränkte.

Auch Else hatte es höchst mißfallen, daß der Graf in so gehässiger Weise sich über die Arbeiter äußerte, die sie doch als willige und brave Menschen immer gekannt hatte. Seine Angriffe auf die bösen Agitatoren kamen ihr wohl gerecht vor, doch wurden durch dieselben die Erinnerungen an Fritz lebhaft in ihr wach gerufen.

Der Präsident war jetzt gezwungen, nach solchen persönlichen Augriffen auch die Sozialisten zum Wort kommen zu lassen, und Else erbebte vor

jähem Schrecken, als sie die schnarrende Stimme des Herrn v. Forckenbeck hörte: „Der Herr Abgeordnete Welter hat das Wort."

War der Gerufene, Fritz Welter, ihr Fritz; sie beugte sich über den Rand der Galerie um ihn zu sehen, da sie bemerkte, daß die Blicke sich sämmtlich nach der sogenannten Sozialistenecke richteten, die gerade unter der Zuhörer-Tribüne war, auf welcher sie sich befand. Fritz Welter aber war zur Redner-Tribüne gegangen und ihr jetzt vollständig sichtbar — ja er, der Verlorene war es; sein schönes Auge leuchtete in Begeisterung.

Alles war ruhig, es sprach ja wieder ein homo novus, und noch dazu ein Sozialist.

Mit klangvollem Organe und ruhiger Würde wies der Redner zunächst die mehr persönlichen Angriffe des Vorredners auf die „gewissenlosen Agitatoren" zurück, indem er sich wunderte, daß ein gebildeter Mann, wie Graf Hohenberg sich durch die Presse in solcher Weise habe düpiren lassen; denn er könne nicht anders annehmen, als daß der Graf, der ja keinen der sozialistischen Reichstagsabgeordneten, die doch alle auch Agitatoren der Partei seien, persönlich kenne, nur nach den Aeußerungen der Presse seine Meinung sich gemacht habe. Nun führte der Redner zunächst die plumpesten Lügen und Verläumdungen der Presse vor, so unter an-

derem, daß er und seine Collegen, wie ein leitendes Blatt der nationalliberalen Partei schreibe, den Reichstag zu einer Raufbude machen wollten, dann auch die einzelnen andern Verdächtigungen, die gegen ihn und seine Freunde in der gewissenlosesten und elendesten Weise geschleudert würden, allerdings immer der Art verclausulirt und mit den verschiedensten entweders und oders und Achselzucken begleitet, daß der Strafrichter solchen Lügengesellen nicht ankommen könne. Der Zweck aber würde erreicht wenigstens bei einem großen Theile des lesenden Publicums: es würde ihnen die Ehre abgeschnitten. Hier im Reichstage aber sollte man sich doch hüten, solchen Ehrabschneidern in der Presse, wenn auch nur andeutungsweise, nachzubeten.

Die Aufmerksamkeit und Stille im ganzen Hause zeigten, daß diese Worte nicht ohne Eindruck waren. Nun ging der Redner auf die Materie selbst ein; er schilderte zunächst aus eigener Erfahrung die Stellung der Arbeiter in der Großfabrikation, er zeigte ihre abhängige Stellung — nicht der Sclavenvogt treibt die Aermsten immer und immer wieder zur Arbeit, sondern das grause Gespenst des Hungers, welches sie und ihre Familie bedroht. So ist die Abhängigkeit der Arbeiter schon viel zu groß, als daß man sie durch besondere Gesetze noch größer machen solle. Die kaum gewährte Coalitionsfrei-

heit werde durch Annahme eines solchen Gesetzes zu Grabe getragen, da mit einer durch angedrohte Gefängnißstrafe gezwungenen Kündigungsfrist eine Arbeitseinstellung für die Arbeiter niemals von Erfolg sein könne, weil die Fabrikannten durch rechtzeitige Herbeiziehung auswärtiger Arbeitskräfte den meist gerechten Forderungen der Arbeiter immer siegreich entgegentreten könnten. Wolle man die ewige Sclaverei der Arbeiter haben, wolle man denselben die Coalitionsfreiheit entreißen, so möge man offen auftreten und nicht mit solchen hinterlistigen Fallen, wie der vorgelegte Gesetzentwurf sie enthalte. Daß man aber die Geldstrafe und im Unvermögensfalle die Gefängnißstrafe anf den Contractbruch zwischen „Arbeitnehmer und Arbeitgeber" anwenden wolle, zeige so recht deutlich, daß das Gesetz sich lediglich gegen die mittellosen Arbeiter wende; wenn ein Fabrikherr einige sozialistische Arbeiter, die er hasse oder fürchte, ohne Kündigung fortschicke, so würde ihm eine Geldstrafe zudictirt, die er gewiß lachenden Mundes trage; wenn aber Arbeiter durch die Noth gezwungen, um ihre Familie vor immer größerem Elende zu schützen, einen wirksamen Strike in Scene setzen wollten und dabei die Arbeit plötzlich niederlegten, so würden sie, weil sie kein Geld besäßen, ins Gefängniß geworfen. Das sei die Gerechtigkeit, die gesetzliche Gleichheit,

welche man proklamiren wolle. Doch möge man es thun, möge man die Gesetzesmaschine immerzu gegen die gedrückten Arbeiter und für den Capitalismus arbeiten lassen, man halte den Strom der Zeit nicht auf. Die Erkenntniß, die Aufklärung dringe mehr und mehr in das Volk, von Hütte zu Hütte, von Gau zu Gau und die Zeit sei nicht mehr ferne, wo eine Rede, wie die eben von dem Graf Hohenberg gehörte, in diesen Räumen eine Unmöglichkeit sei, weil das aufgeklärte Volk derartige Männer nimmermehr als seine Vertreter wählen würde. Ja die Zeit ist nicht mehr fern, so schloß der Redner, wo wir hier die letzte Fessel, welche die Arbeiterklasse bedrückt, zersprengen werden, wo der Staat, der jetzt vielfach ein Spielball in den Händen einzelner Classen ist, ein wahrer Volksstaat sein wird und seine schützende und regelnde Kraft dem gesammten Volke angedeihen läßt.

Die Sozialisten riefen dem muthigen Redner beim Verlassen der Tribüne ein Bravo zu, welches jedoch in dem Murren auf den Bänken der Conservativen und in dem tobenden Gelächter auf den Bänken der Liberalen verloren ging.

Fritz Welter, der ja wohl wußte, in welch anmaßender und echt parlamentarischer Weise man von Seiten der Gegner ernsten Worten zu begegnen pflegte, ging erhobenen Hauptes zu seinem Platze,

seine Augen leuchteten immer noch in Begeisterung und aus ihnen sah man die Worte glänzen: „Was ich sagte, ist Wahrheit und was ich andeutete, wird wahr.“

Else hatte mit gespannter Aufmerksamkeit der Rede zugehört; unverkennbare Freude leuchtete aus ihren Augen, als Fritz die Verdächtigungen, welche Graf Hohenberg gegen die sozialistischen Agitatoren nach den Angaben der Presse geschleudert hatte, mit imponirender Würde zurückwies, und sie merkte auch, daß diesen Worten wohl Jeder in der Versammlung Glauben schenkte. Auch die weitere Rede enthielt ja nur die bitterste Wahrheit und ihr war es unerfindlich, wie man es unternehmen könne, die nothleidenden Arbeiter noch tiefer drücken zu wollen. Fritz hatte ihr ganz aus der Seele gesprochen; es waren ja fast dieselben Worte, die er am Tage nach jener viel berufenen Volksversammlung auf der Moosbank ihr mitgetheilt hatte. Und dieser Worte halber lachten die anderen Herren in so unbändiger Weise? Das war ihrem Verstande, ihrem reinen Gemüthe unbegreiflich und mit zornig geröthetem Gesichtchen wandte sie sich zur Tante und verließ mit derselben das Gebäude.

Graf Hohenberg, der bald darauf auf der Tribüne erschien, fand die Damen nicht mehr vor und war erstaunt über die Unart, die er sich nicht erklären konnte.

17.

Else hatte sich zu Hause in ein Fauteuil geworfen und hielt die Hände vor das Gesicht und schluchzte laut; ich armes betrogenes Mädchen, stöhnte sie, und wollte die Beruhigungsversuche der alten Tante nicht gelten lassen. Vielmehr zürnte sie derselben ernstlich, weil auch sie Schuld habe, daß Fritz in ihren Augen herabgesetzt worden sei, der doch so hoch über den hochgeborenen aber hartherzigen Grafen stehe. Von diesem will ich von heute an nichts mehr wissen, ich empfange ihn unter keinen Umständen — und nach diesen Worten schluchzte das Mädchen in der herzzerbrechendsten Weise weiter.

Tante Elisabeth sah wohl ein, daß es so nicht fortgehen könne; Else war ihr Liebling und nur, um das Glück dieses Lieblings zu begründen, hatte sie damals die Briefe unterschlagen. Rasch entschlossen sprang die Tante auf und eilte zu ihrer Commode, dort lagen die Briefe noch sämmtlich uneröffnet; sie ergriff dieselben und kehrte zu Else zurück.

„Liebes Kind," hub sie mit zitterndem Tone an, „ich habe Deine Verzeihung zu erflehen, ich habe Dich einst schändlich betrogen, doch es geschah auf den Wunsch Deines Vaters und ich glaubte, Dein Glück zu machen." Und mit diesen Worten reichte sie die Briefe hin und verließ rasch das Zimmer.

Jetzt galt es zu handeln. Sofort fuhr sie zum Reichstagsgebäude, wo sie die Wohnung des Herrn Welter leicht erfragte. Tante Elisabeth traf ihn zu Hause; mit bewegter Stimme erzählte sie dem vor Freude starren Fritz den Grund ihres Erscheinens und bat ihn, sogleich mit ihr zu Else, seiner einstigen, seiner jetzigen Braut zu eilen.

Else saß noch tief im Lesen versunken an derselben Stelle, heiße Thränen tropften auf den Brief, den sie in der Hand hielt; in demselben standen nur die wenigen Worte: „Ich flehe Dich an um eine einzige Zeile, daß sie mir Beruhigung schaffe oder Aufklärung gebe," und zitternd sprachen ihre Lippen: „Nur eine einzige Zeile und ich konnte sie Dir nicht zusenden."

Da hörte sie Geräusch im Vorzimmer, sie suchte die Briefe wie ein heiliges Vermächtniß vor profanen Augen zu verbergen. Tante Elisabeth öffnete die Thüre und Fritz lag zu ihren Füßen. Die nun folgende Scene zu beschreiben, erlassen uns die Leser.

Nachdem sich die Aufregung etwas gelegt hatte, sagte Else: „Jetzt lasse ich Dich nicht mehr von mir, Fritz, wir ziehen zurück an den Rhein und bald, recht bald schon feiern wir unsere Hochzeit."

„Gewiß, meine theure Braut, sagte ernst unser Freund, aber ich habe eine Bedingung an unsere Verbindung zu knüpfen; ich — — —"

Doch Else schloß ihm mit ihrem zarten Händchen den Mund. „Ich kann mir Deine Bedingung denken, Fritz, laß sie aber mich aussprechen, da Du dann am Besten ersehen kannst, daß diese Bedingung auch erfüllt wird."

Fritz blickte sie erstaunt und fragend an. Nun entgegnete seine Braut schelmisch:

„Du wolltest sagen, daß ich Dich niemals hindern dürfe, Deinen Pflichten gegen Deine Partei und gegen das arbeitende Volk getreu und vollständig nachzukommen" und ernst fuhr sie fort: „Die Erfüllung dieser Bedingung soll mein ganzes Bestreben sein und ich flehe Dich selbst an, niemals zu ermatten in dem großen, edlen Kampfe."

Mit Begeisterung schloß Fritz seine herrliche Braut in die Arme.

Ein glücklicheres Paar gab es nicht. Am andern Tage brachten schon die Blätter die Verlobungsanzeige.

Graf Hohenberg war ganz verblüfft, als ein Vertrauter ihn auf dieselbe aufmerksam machte.

In der Sozialistenecke aber witzelte man sehr vergnügt über den ersten Antrag, den ein Fractionsgenosse im Reichstage durchgesetzt habe.

# Glückliche Ehen.

(Ein Sittenbild.)

Den alten Z., den jetzt die Erde deckt, traf ich vor einigen Jahren in Berlin zufällig in einer traulichen Weinstube. Wir hatten uns einige Male im Reichstage gesprochen, so daß ich aus den Aeußerungen des alten Herrn entnommen hatte, daß er gerade kein Todfeind der Socialdemokratie war, wie seine übrigen Fraktionsgenossen es sind; im Gegentheil verhieß er derselben unter Umständen eine große Zukunft. Ich begrüßte den alten Herrn, und da er sich allein an einem Tische befand, setzte ich mich zu ihm hin.

Im Laufe des Gespräches bemerkte ich, daß die Bourgeoisie, resp. deren Presse, immer von der Heiligkeit der Ehe spräche, die wir Sozial-Demokraten anzutasten suchten.

„Papperlapapp," entgegnete Z. in seiner gewohnten derben Manier, „ich kenne diese Sorte; ich bin nur zu alt, um eine andere Stellung im politischen Leben einzunehmen, sonst würde ich jener Gesellschaft manchmal derb auf das Dach steigen."

Daß der alte Z. in Privatgesprächen dies damals schon oft genug that, ist allgemein bekannt.

„Hören Sie 'mal," fuhr Z. fort, „ich könnte Ihnen da eine interessante Geschichte erzählen, welche die Heiligkeit der Ehe in der heutigen Gesellschaft in das rechte Licht stellt; haben Sie Lust, dieselbe anzuhören?"

Da ich die geistreiche Manier des Herrn Z. kannte, in welcher er über sociale Zustände plauderte, so sprach ich natürlich lebhaft den Wunsch aus, die Geschichte zu hören. — Und diese Geschichte nun will ich, so gut ich es vermag, den Lesern wieder erzählen.

---

In der Residenzstadt eines deutschen Mittelstaates wohnte in der Mitte der vierziger Jahre der Commerzienrath Weinberg, der kein höheres Glück kannte, als mit der Aristokratie zu verkehren. Er war durch glückliche Speculationen sehr reich geworden; doch stieß man sich in jener Zeit noch vielfach in den Kreisen der Aristokratie daran, daß der Stammbaum des Commerzienraths im Orient gestanden hatte. Solche Scrupel kennt man heutzutage nicht mehr — selbst die hohe Aristokratie huldigt dem Grundsatz: Geld riecht nicht, auch nicht nach Knoblauch; die hochadligen Collegen Stroußberg's und manche gräflich-jüdische Ehe haben das gezeigt.

Nur einige lebenslustige Cavaliere verkehrten mit dem Sohne des Commerzienraths Weinberg, der

eine immer gefüllte und für sie offene Börse hatte, und folgten auch den Einladungen zu des Commerzienraths feinen Diners und Soupers, bei welchen die Frau Commerzienräthin die Honneurs machte und die bildschöne Tochter Rebekka im Paradeschmuck erschien.

Graf Rothenstein aus altadeligem Geschlechte, dem später nach dem Ableben seines Vaters eine ansehnliche Erbschaft in Aussicht stand, gehörte zu den fleißigsten Besuchern des Weinberg'schen Hauses, welches ihm einen ausgedehnten Credit bewilligte. Er war jung, schön, elegant, überhaupt ein prächtiger Cavalier. Es konnte deshalb nicht fehlen, daß Rebekka mit mehr als gewöhnlichem Interesse auf den jungen Mann blickte. Rothenstein, der zu den heißblütigen Naturen zählte, entflammte bald schon in gewaltiger Liebe zu der schönen Jüdin; er würde derselben auch wohl neben dem Herzen die Hand angeboten haben, wenn nicht seine Familie im Wege gewesen wäre, die für den späteren Majoratsherrn unter den Damen am Hofe in der Person der Comtesse von Wildberg, einem eben so schönen, als reichen Mädchen von altem Adel, die zukünftige Frau gewählt hätte.

Unter diesen Verhältnissen mußte sich die schöne Rebekka mit der stürmischen Liebe des jungen Grafen begnügen, welche von ihr im Taumel der Leiden-

schaft auch auf das Glühendste erwidert wurde. Und oft genug konnte man den glänzenden Cavalier erst im Morgengrauen aus einem Hinterpförtchen des Weinberg'schen Gartens treten sehen.

Nachdem der Born der Liebe aber genugsam erschöpft war, nachdem auch die Folgen derselben für den aufmerksamen Beobachter schon zu Tage traten, las man in der „Residenzzeitung“ folgendes Inserat:

„Wir zeigen hierdurch die Verlobung unserer Tochter Rebekka mit dem Kaufmanu und Fabrikbesitzer Felix Trautmann ergebenst an.

Commerzienrath Weinberg nebst Frau.“

---

Mit verweinten Augen saß die Tochter des Buchhalters Funcke in ihrem Zimmer; sie blickte immerfort auf die verhängnißvollen Buchstaben des Blattes, welches sie in der Hand hielt. „Es kann ja nicht möglich sein,“ lispelte sie leise, „noch gestern war er bei mir und“ -- — — — das arme Mädchen schluchzte und weinte bitterlich.

Die Mutter trat herein, eine harte, strenge Frau, die das Verhältniß ihrer Tochter mit dem Fabrikbesitzer Trautmann begünstigt hatte, und nun ziemlich barsch nach der fehlgeschlagenen Spekulation ihre Agnes zu trösten suchte. „Hör' doch auf zu weinen, Fritz Pohlmann ist ja noch da, Dein alter Anbeter; er ist vor einigen Tagen erster Korrespondent

geworden und giebt immer noch eine ganz gute Partie ab.“ — „Aber Mutter, ich kann doch unmöglich Fritz jetzt die Hand reichen, ich bin ja seiner nicht mehr werth; ich will mich lieber in's Wasser stürzen“ — und immer weiter schluchzte und weinte die Verlassene.

Die Mutter aber ging aus dem Zimmer und drehte den Schlüssel um mit den Worten: „Das wird sich schon geben; der Fritz ist recht froh, wenn er sie bekommt; auch weiß er ja nichts weiter, als daß meine Agnes unter der Hand verlobt mit dem Lumpen, dem Trautmann, war.“

Am andern Tage war das Töchterchen schon gefaßter und am dritten Tage war Fritz Pohlmann der erklärte Bräutigam von Agnes Funcke. — Es konnte gar kein glücklicheres Paar geben.

---

Am selbigen Abend zog man die Leiche eines jungen Mädchens, dessen Vater auf der nämlichen Fabrik arbeitete, wo Fritz Pohlmann als Korrespondent beschäftigt war, aus dem nahen Flusse.

Der Brief, den das Mädchen an ihre Eltern zurückgelassen, bekundete, daß sie sich Fritz, den sie heiß geliebt und der ihr die Ehe versprochen, preisgegeben habe. Derselbe sei jetzt mit einem andern Mädchen verlobt. Die Schande aber wolle sie nicht ertragen — ein rascher Tod sei besser, als ein verdorbenes Leben.

Die Eltern weinten, und der junge Mann, der bei ihnen war, seufzte tief auf: „Also das war der Grund, weshalb mir die Liese immer aus dem Wege ging: armes, armes Mädchen!“

Dann verließ Carl Werner, so hieß der junge Mann, die alten braven Leute mit den Worten: „Jetzt gehe ich gerne unter die Soldaten.“

---

Comtesse von Wildberg ruhte auf schwellenden Polstern; sie hatte das blonde Lockenköpfchen in die Hand gestützt und dachte an ihren Verlobten, dem sie es nimmer recht verzeihen konnte, daß er die glutäugige Rebekka ihr vorgezogen hatte. Wenn dieselbe auch jetzt von ihm vergessen war, wenn er auch jetzt viel zärtlicher ihr gegenüber sich geberdete, als früher, so konnte sie es doch nicht ganz überwinden, daß der Graf Rothenstein, der Bräutigam einer Comtesse von Wildberg, mit solchem Hebräerpack sich abgegeben hatte. Sie ließ ihn dies bei jeder Gelegenheit fühlen, und nur die Convenienz und das Wort, welches sich die beiderseitigen Eltern gegeben hatten, hielt sie zurück, das Verhältniß zu lösen. Sie war verpflichtet, noch ein halbes Jahr bei Hofe zu bleiben; dann sollte die Vermählung stattfinden.

In solcher Stimmung überraschte sie der jüngste Bruder des regierenden Herrn, Prinz Arthur, von

dem es bekannt war, daß schöne Damen einen tiefen Eindruck auf ihn machten. Das Hoffräulein erhob sich und ging dem gnädigen Herrn einige Schritte entgegen, um nach seinen Befehlen zu fragen; doch führte derselbe sie artig zurück auf den Divan.

Sein Blick schon verkündete seine Gedanken — die Comtesse war auch wirklich ein begehrenswerthes Weib. Und wenn ein Prinz von Geblüt ein Weib begehrenswerth findet, dann — — — — — —

Uebrigens war Prinz Arthur trotz seiner reiferen Jahre noch ein schöner Mann, ein vollendeter Aristokrat, wie die Comtesse von Wildberg sie liebte. Ihr fiel, als sie den Prinzen mit einem halb ermunternden Blicke ansah, wiederum die Ungezogenheit ihres Bräutigams ein, sich in eine Jüdin verliebt zu haben; dieser Gedanke kam dem Prinzen zu Statten.

Der Prinz besuchte das Hoffräulein von diesem Tage an fast täglich; man zischelte über die Liaison in allen Kreisen — doch worüber zischelt man in einer Residenzstadt eines Mittelstaates nicht?

Nachdem das halbe Jahr verflossen war, feierte Graf Rothenstein mit der Comtesse von Wildberg seine Vermählung.

Den Feierlichkeiten geruhte auch der Prinz Arthur beizuwohnen; dies wurde von den Familien der Neuvermählten als eine hohe Ehre angesehen. — Nur der junge Gatte selbst faßte sich bei der

Tafel manchmal zögernd an die Stirne und dachte dabei mit einem trübseligen Lächeln an den Fabrikbesitzer Trautmann. In diesem Gedanken suchte er Trost.

---

Prinz Arthur kannte die Frauenwelt durch und durch; an ihn war nun auch das Gebot zur Heirath gekommen. Das Prinzeßchen eines Nachbarstaates war für ihn bestimmt.

Hoch erfreut kam der Prinz von seiner Brautschau zur Residenz zurück. Seine Braut war nicht nur schön, sie war geistreich und auch tugendhaft — tugendhaft, denn sie war kaum sechszehn Jahre alt. Somit war der Prinz so ziemlich sicher, daß Prinzessin Elisa noch niemals früher geliebt hatte

Obgleich der Prinz schon nahe den Vierzigen stand, war er, wie wir wissen, noch frisch und männlich schön; seine mächtige Kraft hatte alle Stürme überwunden.

Nach kurzer Zeit fand die Vermählung statt. Prinz Arthur liebte seine Frau recht herzlich und gab derselben kaum eine Veranlassung zur Eifersucht. Auch die junge Frau hatte zuerst großen Gefallen an ihrem Herrn Gemahl; doch nach und nach kam ihr derselbe etwas zu alt vor, sie sehnte sich mehr und mehr nach einem jugendlichen Gespielen — sie war ja noch fast ein Kind. —

Auf dem Schloßhofe stand ein junger bildhübscher Soldat auf Posten; das prinzliche Paar ging vorüber, die Schildwache präsentirte. Prinz Arthur dankte auf militärische Art, die kleine Prinzessin nickte freundlich mit dem Kopfe.

„Das ist ein hübscher Soldat,“ sagte sie; „Arthur, Du brauchst ja einen neuen Leibjäger, sieh Dir doch einmal den Burschen dort an, er scheint zu passen; auch eine gewisse Intelligenz spricht aus seinen Zügen.“

Der Prinz ging zu dem Posten und befahl demselben, nach zurückgelegter Wache sich bei ihm zu melden.

Der Teufel, dachte Carl Werner, denn er war der vom Prinzen angeredete Posten, da setzt es etwas ab. Was Du nur verbrochen haben magst? Und die übrigen Stunden der Wache bemerkten seine Kameraden, daß der sonst so fidele Bursche äußerst verzagt und mißmuthig war.

Nach beendigter Wache warf sich Carl Werner in seinen Paradeanzug und ging zum Prinzen, um, wenn es gnädig ging', eine Fluth von Donnerwettern und Ohrfeigen in Empfang zu nehmen, oder, wenn die Sache schief ging, auf einige Wochen in den Käfig zu wandern. Er war sich nicht des geringsten Fehlers bewußt; doch das war ein sehr schwacher Trost, ein schiefer Blick, ein ungeputzter

Knopf, eine Rockfalte konnte Schuld an diesem verhängnißvollen Gange haben.

Der Prinz empfing den Zagenden übrigens ganz wohlwollend; er erkundigte sich nach seiner Familie, seiner Vergangenheit, seinen Kenntnissen; da nun nichts im Wege stand, wurde Carl Werner mit dem Rufnamen „Friedrich“ als prinzlicher Leibjäger installirt.

Und die Kammerkätzchen und die Küchenjüngferchen im Schlosse lispelten und wispelten untereinander, wenn sie den „Friederich“ sahen, und aus diesem Gelispel und Gewispel konnte man immer nur das Eine verstehen: „Ja, das hätte ich nicht gedacht, daß die kleine Frau Prinzeß sich so schnell schon einen „schönen Friedrich“ anschaffen würde.“

Der Prinz aber fiel bald wieder in sein altes, wüstes Leben zurück, da seine Gemahlin ihm nicht mehr mit der Liebe, wie früher, entgegenkam. Er beobachtete zwar alle Gardeoffiziere, alle Diplomaten welche mit seiner Frau zusammentrafen, doch fand er niemals Grund zur Eifersucht. — An den „schönen Friedrich“, an den früheren Verehrer des armen, betrogenen Arbeiterkindes, dachte er nicht.

---

Der alte Z. hatte geendet und schaute mich mit einem satyrischen Lächeln an. „Ja, ja“ — meinte er, „so sah's aus vor dreißig Jahren mit der Heilig-

keit der Liebe, mit der Heiligkeit der Ehe und mit der Heiligkeit der Familie — dabei lacht man noch selbst, doch das Weinen sollte einem näher sein, als das Lachen. Nun, was denken Sie von der Geschichte?"

Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Ich kann noch gar nicht denken; ich bin wie vom Schwindel erfaßt; ich sehe nichts vor meinen Augen, als einen unendlichen Raum, in welchem Millionen von Hirschgeweihen auf und nieder tanzen."

„Sie glauben also wohl, daß ich die Sache übertrieben hätte," murrte der alte Herr — „das ist durchaus nicht wahr; ich habe in allen Schichten der Bevölkerung verkehrt; ich kenne genau die Zustände. Uebrigens ist obige Geschichte auch buchstäblich wahr — nur die Namen sind verändert. Heutzutage aber ist es wahrlich nicht besser; man kann getrost sagen, daß die Demoralisation noch größer geworden ist. Außerdem kommt jetzt noch ein neuer Faktor hinzu, nämlich: Seitdem der Mammon in Deutschland immer frecher und schamloser auftritt, werden die Ehen meist zur reinen Geschäftssache herabgewürdigt; dieselben werden nicht im Himmel, sondern an der Börse und auf Grund bethörender Zeitungsanzeigen geschlossen."

Ich sprach nun dem alten freundlichen Herrn für die interessante Erzählung meinen Dank aus

und konnte dabei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß aus all' solcher Verworfenheit hervorgehe, wie gefährlich die heutige Gesellschaft erkrankt sei. Nur durch eine Radicalkur werde die Krankheit dauernd gehoben werden können; der einzige hierzu fähige Arzt aber sei der Sozialismus.

„Möglich," erwiderte Z. lächelnd, „aber nur dann, wenn der Sozialismus zum Herkules heranwachsen wird, dann will ich es glauben — denn nur ein Herkules allein kann diesen Augiasstall reinigen."

Es war mittlerweile spät geworden. Herr Z. empfahl sich, und auch ich suchte bald meine Wohnung auf.

Die ganze Nacht lag ich in unruhigen Träumen: fortwährend sah ich den „schönen Friedrich", wie er dem Prinzen Arthur ein Hirschgeweih auf die Stirne nagelte, an welchem ein silbernes Plättchen hing mit der Inschrift:

„Die Heiligkeit der Ehe".

Leipzig: Genossenschaftsbuchdruckerei.

Druck: Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Hasenclever, Wilhelm,

Erlebtes Skizzen und Novellen von Wilhelm Hasenclever

Leipzig [zw. 1871 u. 1879]